



Soziologie, Reflexion, Gesellschaft

Was soll Soziologie?

Über die Konsequenzenlosigkeit
der Soziologie *Thom -R. Kray* | Wertfreiheit und
Objektivität *Sebastian Gießler* | Situativität, Kontext und
Totalität als Spannungsfelder konkreter
Soziologie *Robert Jende* |

Außerdem: Experteninterview zum Thema Public Sociology | ausgewählte
Fachliteratur | Bericht zur Ad-hoc-Gruppe des Soziologiemagazins auf dem
DGS-Kongress in Trier 2014 | Konferenzen-, Tagungs- und Workshop-
termine 2015 u. v. m.



Was soll Soziologie?

Liebe Leser_innen,

in welchem Fall ändert eigentlich eine Redaktion einen Titel so grundlegend, dass er mit der im Call formulierten Frage nicht mehr viel gemeinsam hat? Die Einsendungen zu unserer elften Ausgabe zeigten uns, dass es eine dringlichere Problematik gibt als die Frage, wie Sozialforschung die Gesellschaft verändert: die Frage, ob die Soziologie überhaupt etwas verändern soll. Reicht es nicht, das soziale Geschehen zu analysieren, es zu verstehen und/oder zu interpretieren? Um diese Fragen beantworten zu können, sollten wir die Soziologie hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Kriterien beleuchten. Als Konsequenz müssen auch Soziolog_innen bezogen in ihrer wissenschaftlichen Praxis betrachtet und untersucht werden. Einen großen Teil dieser Praxis macht zum Beispiel die Reflexion über die Gesellschaft an sich aus. Aber was dann...? Soll die Soziologie sich weiterhin in bekannten Sphären bewegen oder sollte sie darüber hinausgehen und die Gesellschaft nicht nur reflektieren, sondern maßgeblich in normativer oder politischer Hinsicht beeinflussen – oder tut sie dies bereits?

Dieses wissenschaftstheoretische Unter-

fangen ist für Studierende und den wissenschaftlichen Nachwuchs keineswegs eine leichte Aufgabe. Hierfür ist ein breites Wissen erforderlich, das über die Didaktik des Faches sehr weit hinausreicht. So möchten wir uns an dieser Stelle für alle Einsendungen zum Call4Papers bedanken und natürlich bei den Autoren dieser Ausgabe!

Eingeleitet wird unser *Schwerpunkt* mit einem Artikel von Thorn–R. Kray, welcher die provokante Frage aufwirft, ob die Soziologie als Wissenschaft konsequenzenlos sei. Er argumentiert, dass diese lediglich „Orientierungswissen“ liefern könne, welches nicht unmittelbar anwendbar sei. Anschließend formuliert Kray Anregungen zur Erhöhung der Konsequenzhaftigkeit der Soziologie. Mit ähnlichen Fragen haben wir uns Anfang Januar auf den Weg nach Jena gemacht, um bei einer Tagung zum Thema *Public Sociology – Wissenschaft und gesellschaftsverändernde Praxis* auf Prof. Dr. Michael Burawoy zu treffen. Er erklärte sich dankenswerterweise spontan zu einem Interview bereit und beschrieb darin eingehend sein Konzept der *Public Sociology*. Des Weiteren verriet er uns unter anderem, was er sich in Zukunft von der Soziologie wünschen würde. Robert Jende setzt sich in seinem Beitrag mit einem wichtigen Spannungsfeld in der konkreten soziologischen Forschung auseinander – dem Kontext praxistauglicher Forschung und der Totalität der Gesellschaft, in der diese sich bewegt. Er diskutiert die Problematik, wie eine gesellschaftliche

Transformation innerhalb eines sozialen Kontextes durch Soziolog_innen situativ angeregt oder mitgestaltet werden könnte.

Für die Rubrik *Perspektiven* haben wir in dieser Ausgabe zwei sehr aktuelle Artikel ausgewählt. Zunächst – und aus dem soziologischen Programm nicht wegzudenken – erfolgt ein Blick auf die Wirtschaft und deren Wissenschaftsverständnis. Sebastian Gießler hat sich diesem Thema angenommen und greift, wie bereits Thorn-R. Kray, die Stellung der Sozialwissenschaften im Vergleich zu den Naturwissenschaften auf. Wertfreiheit und Objektivität werden so in den Wirtschaftswissenschaften zwar angenommen, die Vorannahmen sind allerdings keineswegs frei von Werten. Der Schluss des Artikels, in dem sich der Autor für eine stärkere Pluralität ausspricht, liefert zugleich einen optimalen Kontrast zu dem Artikel von Paul Buckermann. Dieser wendet sich einem kürzlich ebenfalls sehr populär gewordenem Thema zu: Er behandelt die Frage eines Lehrkanons in der Soziologie, in welchem sich unter anderem eine Unterrepräsentation von Soziologinnen findet.

Auch aus der Redaktion gibt es in dieser Ausgabe wieder Neuigkeiten. Das *Soziologiemagazin* war auf dem 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 2014 zum Thema *Routinen der Krise – Krise der Routinen* in Trier mit einer Ad-hoc-Gruppe vertreten. Den Verlauf der Diskussion zu der Frage

Krise der Kommunikation: Wo bleibt der soziologische Diskurs? hat Benjamin Köhler in einem Bericht zusammengefasst. Darüber hinaus haben wir auf unserem Blog kürzlich eine Reihe namens „Soziologie und Beruf. Praktikumsberichte von Studierenden der Soziologie“ gestartet. Wir freuen uns sehr, dass unsere Facebook-Community nun auf über 9.000 Follower angewachsen ist und wir im letzten Jahr den zweiten Platz beim Blogaward von *Hypothesen* in der Rubrik „Publikumspreis“ ergatterten. Vielen Dank dafür!

Gedenken möchten wir auch noch einmal dem Soziologen Ulrich Beck, der vor allem durch seine Analysen zur Risikogesellschaft bekannt wurde und am 1. Januar 2015 im Alter von 70 Jahren verstarb.

Zuletzt wollen wir euch an unseren aktuellen Call4Papers zum Thema *Bildung, Wissen und Eliten – Wissen als Kapital und Ressource?* erinnern: Ein-sendeschluss ist der **01. Juni 2015!**

Wir wünschen euch viel Spaß mit unserer aktuellen Ausgabe!

Markus Rudolphi und Tatiana Huppertz

1 / 2015

Editorial 1
 Was soll Soziologie? | von *Tatiana Huppertz und Markus Rudolfi*

Schwerpunkt

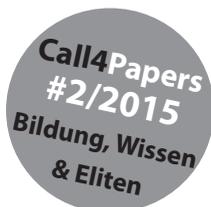
Über die Konsequenzenlosigkeit der Soziologie 5
 von *Thorn-R. Kray*
 Experteninterview zum Thema Public Sociology 22
 mit Michael Burawoy | *Das Interview führte Markus Rudolfi*
 Situativität, Kontext und Totalität als Spannungsfelder konkreter Soziologie 34
 von *Robert Jende*

Perspektiven

Wertfreiheit und Objektivität56
 Eine wissenschaftsphilosophische Kritik an der epistemischen Autorität
 wirtschaftswissenschaftlicher Theorien und Methoden
 von *Sebastian Gießler*
 Mit und von dem Kanon lernen 81
 Zur Unterrepräsentation von Wissenschaftlerinnen im angestrebten Lehrkanon der Soziologie
 von *Paul Buckermann*

Aus der Redaktion

Literatur zum Thema 94
 Tagungen und Termine 96
 Krise der Kommunikation: Wo bleibt der soziologische Diskurs? 98
 Ein Bericht zur Ad-hoc-Gruppe des Soziologiemagazins auf dem DGS-Kongress in Trier 2014
 von *Benjamin Köhler*
 Das Redaktionsteam und Danksagung 102
 Impressum 105



Wer würde nicht gerne in einem Magazin erscheinen?
 Falls du gerne schreibst und Begeisterung für die Soziologie aufbringst,
 könnte in der nächsten Ausgabe dein Beitrag hier gelistet sein!

Schwerpunkt

Soziologie, Reflexion, Gesellschaft – was soll Soziologie?

Über die Konsequenzenlosigkeit der Soziologie

von Thorn-R. Kray

abstract

Ist die Soziologie als Wissenschaft gesellschaftlich folgenlos? Mit dieser polemisch gestellten Frage zeigt der Beitrag die Wurzeln jener selbstkritischen Intuition. Sofern diese tiefer zurückreichen, werden in einem nächsten Schritt die *Theorie-Praxis-Debatte* (in Deutschland mit einem Höhepunkt in den 1980er Jahren) aufgerufen und einige ihrer Argumente nachvollzogen. Entscheidende Stichworte bilden in diesem Kontext *Sozialtechnologie* und *soziologische Aufklärung*. Was in der Debatte jedoch zu kurz kommt, ist eine komparative Perspektive, ohne die die These der Folgenlosigkeit kaum verstanden werden kann. Deswegen entwickelt der Essay den Kontrast zwischen Sozial- und Kulturwissenschaften sowie den Naturwissenschaften. Betont werden die Unterschiede zwischen Regeln und Gesetzen, multi- und uniparadigmatischer Theorielandschaft, *natural* und *interactive kinds* sowie das Kriterium der Technologie. Der Beitrag schließt mit drei Vorschlägen zur Erhöhung der Folgenhaftigkeit der Soziologie. Sie betreffen das System der Lehre, die Sprache der Soziologie und die Figur des Intellektuellen.

Eine folgenlose Intuition

Vor circa zwei Jahren führte ich auf einer großen Konferenz Protokoll. In eines der Luxushotels Berlins waren Mediziner der Johns Hopkins University (Baltimore), der Charité, Vertreter von Siemens und einigen Pharmafirmen geladen, zudem eine Handvoll ausgewählter Fachjournalisten. Über drei Tage hinweg wurden Pro-

jekte vorgestellt (neudeutsch: *gepitched*), die sich im Einzugsgebiet der Themen *Medizintechnologie* und *Private-Public-Partnerships in der Gesundheitswirtschaft* ansiedeln lassen. Wären alle Vorschläge in diesen drei Tagen finanziert worden, so hätte der zusammengerechnete ‚Gewinn‘ – nur um eine semi-numerische Vorstellung zu geben – um die 1,2 Milliar-

den Euro betragen.

Womit man es bei solchen Veranstaltungen zu tun bekommt, ist eine vonseiten der Industrie gesponserte Forschung, die der staatlichen Förderung nicht schlecht Konkurrenz macht. Zum Vergleich: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hat ein Jahresbudget von circa 2,6 Milliarden Euro. Dies wissen besonders jene Besorgten, die sich mit Wissenschaftstheorie und -soziologie befassen, in deren Reihen solche Entwicklungen unter anglistischen Stichworten wie *Mode 2*, *post-normal*, *finalized* oder *post-academic science* verhandelt werden.

Wie auch immer die Schlagworte im Einzelnen aussehen [...], allen Interpretationen liegt die Einschätzung zu Grunde, dass die akademische Wissenschaft als privilegierte Institution der Erzeugung gesellschaftlich relevanten Wissens abgelöst wird durch eine Vielzahl konkurrierender Netzwerke. Die Versprechen, ein Wissen zu erzeugen, das von höherer gesellschaftlicher Relevanz und Robustheit ist als das bisherige akademische. (Bammé 2004: 14f.)

Für die Soziologie ist diese Entwicklung ein Problem, wenn auch ein kleineres als vielleicht für die Medizin oder die *life-sciences* insgesamt.

Bevor ich aber auf die Differenz zwischen Sozial- und Naturwissenschaften weiter eingehe, möchte ich auf einen quasi-persönlichen Punkt hinaus. Als ich nämlich nach der Konferenz mein Soziologiestudium fortsetzte, war damit nichts

weniger als der Eindruck einer Irrelevanz meines eigenen Faches entstanden – genauer, des Mangels an „praktischen“ Produkten, an einer sichtbaren, um nicht zu sagen „messbaren“ Konsequenz meiner eigenen Denkbemühungen und derer so viel anderer. Die folgenden Überlegungen möchten, in polemischer Absicht, jener Intuition nachgehen: der gesellschaftlichen Konsequenzenlosigkeit soziologischer Forschung. Denn diese ist, verglichen mit Disziplinen wie der Physik, der Chemie oder auch den schon erwähnten *life sciences* ein unübersehbares Faktum der Moderne, unserer Post-Postmoderne. Mit anderen Worten: Niemand kann auf den Mond fliegen, weil es Soziologie gibt. Niemand wird keinen Krieg beginnen, weil es Soziologie gibt. Niemand wird satt oder gesund, weil es Soziologie gibt.

Eine Erklärung hierfür jedoch scheint wesentlich schwieriger als die bloße Konstatierung. Und weil es – wie bei der Frage nach der *Relevanz*, dem *Wirkungsgrad außerhalb* des Kosmos der universitären Akademia – um eine Art Existenzberechtigung und Legitimationsbemühung geht, ist sie (die Erklärung der eigenen Konsequenzenlosigkeit) innerhalb der Soziologie natürlich versucht worden. In dieser kurzen Polemik kann es indes nicht nur um die Wiederaufnahme und den historisch-wissenschaftssoziologischen Teil der *Theorie-Praxis-Debatte* sowie das Problem der ‚Verwendungsforschung‘ gehen. Zwar wird der Beitrag sie gleich – im ersten Schritt und für eine Unterfütterung

der These der Konsequenzenlosigkeit – aufgreifen. Im Anschluss soll jedoch als Weiterführung ein Kontrast aufgebaut werden; und zwar der schon angesprochene zwischen Natur- und Kultur- bzw. Sozialwissenschaften. So kann das skizzierte Problem auf epistemologischer und institutioneller Ebene verhandelt werden, um den Blick auf *vergleichende* Erklärungen frei zu machen. Wohin und wie weit man damit kommt, bemisst sich unter anderem an einem Kriterium, das eine Skala der Wirkungsgrade aufzuspannen vermag. Ich sehe dieses Kriterium, vorweg gesagt, in der Technologie.

Nach einer Zusammenfassung dieser Punkte möchte ich einige Hinweise geben, wie die Soziologie damit umgehen und ihrer Konsequenzhaftigkeit neuen Schub verleihen könnte.

Sozialtechnologie & Aufklärung: die Theorie-Praxis-Debatte

Das Problem der Konsequenzenlosigkeit hat natürlich eine Geschichte. Und diese Geschichte ist nicht unbedingt eine erfreuliche. Sie ist, im Gegenteil, eine des Aufbaus: von Hoffnung, Zuversicht und Erwartung, an deren Ende systematisch(e) Desillusionierung, Fehlschlag und Enttäuschung standen bzw. stehen.

Dabei sah es am Anfang gar nicht so

schlecht aus. Auguste Comte, der Namensgeber der Disziplin, wollte die Soziologie sogar als Königin der übrigen Wissenschaften verstanden wissen, als große Integriererin *aller* Methoden und Weberin der Richtschnur für die Entwicklung der Gesellschaft. Helmut Schelsky (1950), der große Ordinarius der Nachkriegszeit, meinte, dass Bestandsaufnahmen innerhalb der Bevölkerungszusammensetzung ein Teil der soziologischen Anstrengung werden müssten. Darüber hinaus sprach er sich dafür aus, man solle die Soziologie in die Pflicht nehmen, um für die politische Erziehung (*Reeducation*) der studentischen Jugend

Jugend zu sorgen und bei dieser eine demokratische Grundgesinnung kultivieren helfen.

Beide Ideen sind zum einen unter dem Stichwort *Sozialtechnologie* und zum anderen unter

„Niemand kann auf den Mond fliegen, weil es Soziologie gibt. Niemand wird keinen Krieg beginnen, weil es Soziologie gibt. Niemand wird satt oder gesund, weil es Soziologie gibt.“

dem der *soziologischer Aufklärung* (Niklas Luhmann) verhandelt worden – zusammengefasst heute bekannt als *Theorie-Praxis-Debatte* (Höhepunkt der Debatte waren die 1980er Jahre, prominent hier Beck/Bonß 1984; Beck/Bonß 1989; Habermas/Luhmann 1985; Clemens/Strübing 2000; Clemens 2001; Giesen/Schneider 1984; Wingers/Fuchs 1989).

Vor allem während der 1960er und noch frühen 1970er Jahre fand eine bisher un-

gekannte institutionelle Expansion der Soziologie statt, die von dem Gedanken getragen war, dass zwischen ihr als Wissenschaft und der sonstigen gesellschaftlichen Umwelt (womit hier andere Subsysteme wie Politik, Erziehung, Recht etc. gemeint sind) ein *Rationalitätsgefälle* bestehe. Die Wissenschaft folgt, anders als andere Gesellschaftsbereiche, (vermeintlich) wertneutralen, objektiven Kriterien in der Erarbeitung und Bewertung ihrer Ergebnisse; sie ist dabei – oder sieht sich selbst – rationler als jene Akteure, die sie beschreibt (wie problematisch diese Annahmen sein können, hat man im berühmten Positivismusstreit zu genüge gesehen). Auf die *Theorie-Praxis-Debatte* hatte das bedeutende Auswirkungen. Denn auf dem Fuße einer solchen Diagnose des gap zwischen unterschiedlichen Rationalitätsniveaus folgte – quasi unvermeidlich – der Versuch zu dessen Behebung/Angleichung. Dies, so die Rechnung, sollte durch die „An-“ bzw. „Verwendung“ wissenschaftlicher Argumente zur „Verbesserung“ der Praxis geschehen (für konkrete Beispiele siehe die Beiträge in Beck/Bonß 1989; Clemens/Strübing 2000). Leider hat das in so gut wie keinem Fall wirklich funktioniert. Ein Grund dafür war, dass die Position des „Spitzenberaters“ oder „Topmanagers“, wie man heute wohl eher sagen würde, in den meisten, ja fast allen Fällen schon besetzt war (selbst Management-Wissenschaftler haben es dort schwer, für eine Zusammenfassung der Literatur zu diesem

Problem siehe Jaqueline Fendt 2013: 3f.). Die Welt hat auf die Soziolog_innen nicht gewartet und eigene, wie Niklas Luhmann das nannte, *Reflexionstheorien* (ausführlich dazu Kieserling 2004) gebaut, die mit den soziologischen Deutungen gleichsam zwangsläufig kollidieren mussten. Sozialtechnische Bemühung scheitern daran, dass die Akteure (a) nicht „dümmer“ waren/sind als die Soziolog_innen und (b) divergierende Deutungsangebote in alle möglichen organisationsinternen Interessenkonflikte hineinspielten. Man konnte nicht einfach „Lösungen“ implementieren; auch Institutionen sind Arenen, auf die keine Durchgriffskausalität existiert. In der Tat, die „störrische“ Praxis denkt kaum in innersozialwissenschaftlichen Fachkategorien“ (Beck/Bonß 1984: 392; für das Problem divergenter Deutungsmuster siehe Giesen/Schneider 1984). Wenn sie es doch tut, bleiben diese Kategorien davon nicht unberührt; sie werden überformt, eingereicht in die praktischen, argumentativ-diskursiven Bedürfnisse der jeweiligen Akteure – seien es Anwälte, Sozialarbeiter, Parteifunktionäre oder Manager. Ein besonders erschreckendes Beispiel kommt von Luc Boltanski und Eve Chiapello (2006). Sie haben anhand des Vergleichs von Manager-Ratgeberliteratur aus den 1960er und 1990er Jahren nachgewiesen, wie die „Künstlerkritik“ der 68er (ein linker Ruf nach mehr Autonomie und Selbstbestimmung, nicht zuletzt gedeckt durch Kritische Theorie und Kritische Psychologie) umgesetzt und

„Man konnte nicht einfach „Lösungen“ implementieren; auch Institutionen sind Arenen, auf die keine Durchgriffskausalität existiert.“

„ausgemünzt“ wurde in einen Flexibilisierungsimperativ, in dem alle Arbeit „Projekt“ ist und das Selbst sich immer weiter optimieren kann/muss (vgl. Mayer et al. 2013), bis der Lebenslauf irgendwann ins Bullshit-Bingo der *employability* passt. Polemisch ausgerückt: Der Weg in die neoliberale Wettbewerbshölle ist mit den guten Absichten sozialtheoretisch begründeter Kapitalismuskritik gepflastert. Unpolemisch ausgedrückt: Theoretische Ressourcen, wenn sie politischen Protest speisen, der auf ökonomische Strukturen zielt, verlieren ihre alte Identität, gewinnen neue Implikationen und zeitigen unintendierte Konsequenzen. Es wird je nach Bedarf hervorgehoben, weggelassen, de- oder rekontextualisiert. Der *context of discovery* kann so nur noch schwer vom *context of justification* getrennt werden. Als theoriepolitischer Skeptiker könnte man so weit gehen und meinen, dass die Anwendung von soziologischen Erkenntnissen eine „systematische Entwertung von Wissenschaftlichkeitsansprüchen im Zug ihrer extensiven Nutzung zur Folge [hat]“ (Beck/Bonß 1984: 402).

Wenn Sozialtechnologie also nicht funktioniert, lässt sich Soziologie dann – etwas bescheidener vielleicht – nicht immer noch als ‚soziologische Aufklärung‘ betreiben oder so legitimieren? Denn ist es

nicht so, dass die Soziologie eine ausgezeichnete Beobachterin der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist? Haben ihre Perspektiven nicht wenigstens den Vorteil, ‚auf’s Ganze‘ zu gehen und so den Kontext mit zu berücksichtigen, wo andere aufgrund ihrer einseitigen Universalisierungen und engherzigen Dogmen – welcher Couleur, ob politisch, ökonomisch, religiös etc. auch immer – sich gegenseitig ausblenden? Kann sie schon kein „Rezeptwissen“ bereitstellen, könnte die Soziologie sich doch retten, indem sie die humanistischen Ideale vor- und fortträgt – und sei es nur als eine Art Cassandra.

Glaubt man wiederum den Skeptikern, ist das (schon seit Mitte der 1980er) aber ebenfalls keine Option mehr: „Wer heute noch [!] – in pragmatischer oder kritischer, klinischer oder inkrementalistischer Einstellung – mit missionarischem Eifer vergangener Zeiten sein sozialwissenschaftliches Wissen ‚an den Mann‘ (bzw. die Frau) zu bringen versucht, bleibt einer Sicht verhaftet, die blind macht für die tatsächlichen Erfahrungen und Konsequenzen der *Ver[sozial]wissenschaftlichung* der Gesellschaft“ (Beck/Bonß 1984, Hervorh. i. O.; skeptisch dazu insbesondere für den Begriff *sozialwissenschaftliches Wissen*, Wings/Fuchs 1989). Eines der Leitmotive der Debatte um den Theorie-

Praxis-Link in Bezug auf den Pol bzw. die Möglichkeit soziologischer Aufklärung ist ebendies: dass soziologische Ergebnisse, Begriffe, Diskurse etc. trivialisiert werden. Natürlich lernen und profitieren Entscheidungsfiguren in Unternehmen wie in öffentlichen Einrichtungen von sozialwissenschaftlichen Debatten. Sie alle haben in der Regel eine höhere Bildung genossen. Das Eigeninteresse daran ist unübersehbar: Ihre Entscheidungen stehen unter extremen Begründungszwängen und das Kleid der Objektivität – so durchsichtig auch immer – bietet einigen Schutz. Parallel dazu hat man jedoch auch verstanden, wie anfechtbar alle möglichen Ergebnisse mit dem Hinweis auf deren (stets) fragwürdige „Repräsentativität“ und „Generalisierbarkeit“ sind. Die (vermeintliche) Kenntnisschwelle von Theorie ist minimal, um empirische Einzelresultate zu desavouieren. Wissenschaftskritische Attitüden haben Selbstverständlichkeitswert bekommen. *Sekundäre Verwissenschaftlichung* in diesem Sinne führt, en gros gesprochen, zu einer *Trivialisierung* (Ferdinand Tönnies) von soziologischem Wissen und so „schmilzt die wissenschaftliche Überlegenheit der Experten [...] häufig wie Schnee in der Sonne“

„Der Weg in die neoliberale Wettbewerbshölle ist mit den guten Absichten sozialtheoretisch begründeter Kapitalismuskritik gepflastert.“

(Beck/Bonß 1984: 397). Mit anderen Worten: Soziologische Aufklärung (hat) funktioniert! Nur schlägt sie leider – wie (nach Horkheimer/Adorno 1947) so oft – in ihr Gegenteil um. Das vermittelte Wissen dient (ökonomischen, biopolitischen) Interessen, nicht der „Wahrheit“. Die Annahme, „dass eine freie Entfaltung des Intellekts und eine Steigerung des wissenschaftlich-technischen Könnens nahezu zwangsläufig zu einer Humanisierung der Gesellschaft führen“ (Mittelstraß 1982: 13) würde, hat sich als utopistischer Fortschrittsmythos erwiesen. Die Konsequenzenlosigkeit, das „Versagen der Soziologie“ (Karl Otto Honrich 1992: 68) hat also diese doppelte Wurzel: ihr Scheitern als Sozialtechnologie und die Preisgabe ihres Anliegens als Aufklärung.

Unterschiede zwischen Natur- und Kulturwissenschaften, inklusive eines Kriteriums

Der Eindruck der Konsequenzenlosigkeit, das übersehen die soziologischen Autoren sämtlich, hat aber noch einen anderen, eher komparativen Grund: namentlich den Kontrast zu den sogenannten MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft, Technik).

Diesen Kontrast möchte ich nun kurz schärfen. Ziel ist nicht die Befürwortung einer „Vernaturwissenschaftlichung“ der Soziologie (davon sieht man dieser Tage in Gestalt des unübersehbaren Übergewichtes quantitativer Forschung bei Weitem genug). Es geht vielmehr um die gesamtwissenschaftliche Vergleichsfolie, vor welcher die Soziologie weniger *Leit-*, sondern lediglich *Begleitwissenschaft* ist. Die Gründe für diesen Zustand und für diese Entwicklung sind meines Erachtens sowohl epistemologisch wie institutionell. Stichwortartig unvollständig soll im Dienste des genannten Kontrastes nun auf diese zwei Dimensionen eingegangen werden. Zum Schluss möchte ich dann ein Kriterium vorstellen, das in meinen Augen den Ausschlag für die ewige Scheidung zwischen Natur- und Kulturwissenschaften gibt, eine *differentia specifica*. Einer der augenscheinlichsten Unterschiede zwischen den Natur- und den Kulturwissenschaften ist wohl ihr Ziel. Während die ersten auf eine Beschreibung der Natur hinauswollen, die letztlich *Gesetze* formuliert, kann die zweite dergleichen nicht als letzten Zweck veranschlagen. Kulturwissenschaftliche Produkte können – im besten Fall – *Regeln* bzw. Regelmäßigkeiten ausweisen. Die ersten lassen Deduktionen zu, die zweiten meist nur Induktionen. Sicher wäre es falsch, die Logik der Naturwissenschaften in diesem Sinne als einem semi-naiven popperianischen Fallibilismus unterstellt zu sehen, soviel hat Paul Feyerabend (1995) uns klar ma-

chen können. Nichtsdestoweniger haben – wenn man sie vergleichend gegeneinander hält – die naturwissenschaftlichen Gesetze (wie das der Gravitation oder der Fallgesetze) einen viel weniger *stochastischen* Charakter als die Regeln der Verteilung verschiedener soziokultureller Kapitalsorten (Bourdieu 2002). Zwar hat beispielsweise Ilya Prigogine (Nobelpreis für Chemie 1977) gezeigt, dass auch die Gesetze der Thermodynamik nicht ewige Mechanismen, sondern Wahrscheinlichkeiten zur Grundlage haben (Prigogine 1980). Nichtsdestoweniger lassen sich dahin immerhin kontrafaktische Aussagen, also etwa Vorhersagen machen – etwas, das keiner soziologischen Theorie so leicht gelingt.

Darin steckt in der Folge eine (wiederum) relative Fragilität. Gesetze können nicht in derselben Weise nebeneinander existieren wie Regeln und Regelmäßigkeiten. Sie haben eine niedrigere Toleranzschwelle gegenüber Überschneidungen und dulden weniger Ausnahmen und Inkohärenzen. Daran hängen nicht nur große Teile ihrer empirischen Robustheit im experimentellen Sinne, sondern auch ihrer öffentlichen Wahrnehmung als mehr oder minder unveränderbar und „festgeschrieben“. Dies mag daran liegen, dass jene Öffentlichkeiten nur zu einem kleinen Teil über die Expertise verfügen, um – sagen wir – die *Superstringtheorie* nachzuvollziehen.

Soziolog_innen hingegen, die oft genug mit einer *folk-psychology* operieren, ha-

ben es da schon schwerer (wie der letzte Abschnitt gezeigt haben dürfte). Zwar mögen auch die Naturwissenschaften letztlich auf dem Boden der Lebenswelt ruhen, wie die Phänomenologen und Erlanger Konstruktivisten meinen (Husserl 1976; Hartmann/Janich 1996). Aber dennoch sind ihre Verfahren, Resultate und Theorien ohne Maximalspezialwissen wesentlich unzugänglicher als die der Kulturwissenschaften.

Eine Erklärung dafür kommt von Ian Hacking (1999). Er unterscheidet für den Gegenstandsbereich der so aufgeteilten Wissenschaften zwischen *natural kinds* und *interactive kinds*. Entscheidend ist, dass die ersteren ohne Reflexivität auskommen, während das bei letzteren nicht der Fall ist. Für das *Higgs-Bosom-Teilchen* hing nichts daran, „beobachtet“ zu werden. Selbiges stimmt nicht für menschliche „Untersuchungsgegenstände“, die sehr wohl wissen (sollen), dass sie beobachtet, befragt, „vermessen“ werden und darauf dementsprechend reagieren (können). *Quarks* kennen keine Ethik, die Teilnehmer des Milgram-Experiments und die Arbeitslosen von Marienthal schon.

In unmittelbarer Nachbarschaft zu diesen epistemologischen (wenn nicht sogar ethischen) Unterschieden verlaufen institutionelle Kraftlinien. Geht man von der Wissenschaftstheorie Thomas S. Kuhns aus, wird sehr schnell deutlich, dass sich die epistemologisch-methodologischen von den institutionellen Aspekten nicht sauber trennen lassen. Die Haltbarkeit

von Paradigmen hängt ganz wesentlich an der Kohäsion ihrer Trägerschichten. Erst wenn sich eine hinreichend große Opposition gebildet hat, die genügend Anomalien herausstreicht, welche innerhalb eines gegebenen Paradigmas nicht mehr zu erklären sind, kommt es zum Bruch (Kuhn 1976; vgl. Gattei 2008). An diesen Brüchen oder „Revolutionen“ kleben Positionen, Stellen, Finanzierungen, Publikationschancen und das ganze institutionelle Geflecht der Universität und ihrer globalen Vernetzung mit Journals, auf Konferenzen und in Sammelbänden.

Der Physiker Kuhn hat seine Bemerkungen wesentlich auf die Geschichte der Physik bezogen. Seine Rede von Paradigmen ist aber von Sozial- und Kulturwissenschaftler_innen mit großem Enthusiasmus rezipiert und auf ihre eigenen disziplinären Traditionen bezogen worden (Schülein 2002). Eine der wichtigsten Ergebnisse in dieser Hinsicht stellt die Erkenntnis dar, dass die Naturwissenschaften *uniparadigmatisch* sind, während die Sozial- und Kulturwissenschaften *multiparadigmatisch* sind (Ritzer 1975; Balog/Schülein 2008; Kuhn würde hier von „vorparadigmatisch“ sprechen, was aber eine Diagnose ist, die den Sozialwissenschaften so nicht gerecht wird). Auch wenn man nicht mehr naiv an die Idee des Fortschritts in der Wissenschaft glauben mag, so ist doch relativ sicher, dass es in der Tat eine Kumulation gibt – zumindest gilt das für die Naturwissenschaften. Dort gibt es einen *stock of knowledge*, der für die

„Das Bauen an den Fundamenten ist Programm. In der Soziologie entwickelt man nicht nur verschiedene Modelle und verwendet jeweils andere Methoden, mehr noch, es besteht keinerlei Einigkeit über die Gültigkeit auch nur einer Handvoll Grundbegriffe.“

in ihren jeweiligen Bereichen arbeitenden Wissenschaftler_innen als verbindlich gilt und auf dem ihre Arbeiten aufbauen können, ohne dass die Fundamente – in der Phase der *normal science* – prekär würden (die analytische Geometrie etwa rechnet schlichtweg mit dem *Hilbert-Raum* als Größe und es ist für Mathematiker_innen, die sich mit ihr befassen, ganz unstrittig, sich kollektiv auf diesen Begriff zu beziehen).

Ganz anders sieht die Situation bekanntermaßen in den Sozial- und Kulturwissenschaften aus. Das Bauen an den Fundamenten ist Programm. In der Soziologie entwickelt man nicht nur verschiedene Modelle und verwendet jeweils andere Methoden, mehr noch, es besteht keinerlei Einigkeit über die Gültigkeit auch nur einer Handvoll Grundbegriffe. Luhmannsche *System-* und schützische *Handlungstheorie* operieren mit so anderen Begriffen und haben so divergierende Hintergrundannahmen wie Traditionen (Funktionalismus im einen, Phänomenologie im anderen Fall), dass zwar ein (Theorie-)Vergleich möglich ist. Jeder Versuch einer großangelegten Synthese scheint aber zum Scheitern verurteilt (Abbott

2001). Das eine lässt sich – entgegen des polemisch-programmatischen Vorworts zu *Soziale Systeme* – nicht einfach zum Sonderfall des anderen rubrizieren.

Diese Situation hat einige Gesellschaftstheoretiker_innen zu der skeptischen Annahme geführt, dass es in den Sozial- und Kulturwissenschaften möglicherweise gar nicht der Konsens – ein Korpus verbindlicher Ideen, Begriffe und Ergebnisse ist – der die Einheit der jeweiligen Disziplin rückversichert, sondern im Gegenteil der interne Dissens (Reckwitz 2005). Oliver Marchart (2013) hat das an den Kontroversen um den Gesellschaftsbegriff gezeigt. Er meint, dass es der akademische Konflikt in all seiner Agonalität ist, in dem und anhand dessen allein wir uns fachintern orientieren können.

Der institutionelle Konkurrenzdruck, der Leistungs- und Wettbewerbsimperativ, wie man ihn besonders im Mittelbau heute überall spüren kann (wir alle glauben daran und wissen darum: *publish or perish*), hat für die Soziologie ein übergenaues Spiegelbild in ihrer theoriepolitischen Gesamtstruktur entworfen. Man bekommt es innerhalb des Faches mit einem sehr ärgerlichen Paradox zu tun: Die Einigkeit

des Faches besteht in seiner Uneinigkeit, seine Einheit in der Differenz.

Wen kann es da noch wundern, wenn ‚die‘ ‚Ergebnisse‘ ‚der‘ Soziologie kaum Konsequenzen im Diskurs der Zivilgesellschaft zeitigen? Gibt es bis auf die paar (selbst noch hart um- und bekämpften) ‚Klassiker‘ so gut wie keinerlei verbindliches Standardwissen oder grundsätzlich gefestigten Kanon an verbindlichen Lesarten, Modellen, Begriffen etc., gibt es das nicht, wie könnte man da erwarten, von nicht-wissenschaftlichen Akteuren ernst genommen und mit Vertrauen, zum Beispiel in Form von Verantwortlichkeit für kollektiv bindende Entscheidungen belohnt zu werden? Man kann sich, anders formuliert, ja nicht einmal untereinander einigen.

Neben diesem Umstand, welchen auch die *Theorie-Praxis-Debatte* mit all ihrer wissenschaftstheoretischen Ausgebufftheit übersehen hat, gibt es aber noch einen anderen. Die Konsequenzlosigkeit der Soziologie hat im epistemologisch und institutionell eingefärbten Kontrast zur Naturwissenschaft noch einen anderen ‚praktischen‘ Grund, das *bedrock criterion*: Die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung sind im Prinzip in Technologie übersetzbar.

Auch wenn es eine Menge Grundlagenforschung gibt, die keine direkte Überführung in technische Anwendungen zulassen mag, so ist der Horizont (selbst in der Astrophysik) doch stets einer, der das Versprechen aufscheinen lässt, aus

einer Entdeckung könnte – irgendwie, irgendwo, irgendwann – eine Erfindung werden. Die Konsequenzhaftigkeit der Naturwissenschaften besteht mit anderen Worten in dem relativ evidenten Umstand, dass wir ihre *Produkte benutzen können*. Unsere Welt wäre eine gänzlich andere, hätte Blaise Pascal 1647 nicht die Gesetze des Luftdrucks entdeckt und so formalisiert, dass wir heute ziemlich große Flugzeuge bauen können, die mit Kabinendruck *funktionieren*. Analoges gilt für Albert Einstein und GPS, für Julius Robert Oppenheimer und die Atombombe, für Louis Pasteur und die Haltbarmachung bestimmter Lebensmittel (Milch) wie auch für Karl Landsteiners ABO-System und die Bluttransfusion. Die Übersetzbarkeit von naturwissenschaftlichem Wissen in Technologie mag kein theoretischer Beweis dieses Wissens sein, aber ein praktischer allemal.

Diese Beobachtung ist natürlich schon lange wissenschaftsphilosophisch aufgearbeitet worden. Einer der vielleicht diesbezüglich prominentesten Vertreter ist Hilary Putnam (und vor ihm Moritz Schlick) mit seinem *no-miracles argument* (Putnam 1975; vgl. Psillos 1999). Aus diesem Argument des *wissenschaftlichen Realismus* (für einen Überblick siehe Lenk 1995) folgt, kurz gesagt, die Auffassung, dass es ja wohl „kein Wunder“ sein kann, wenn naturwissenschaftliche Theorien zutreffende Vorhersagen über die beobachtbare Realität machen. Es muss eine – wenn auch keine vollständige – Korre-

spondenz, ein Treffen mit der naturalen Wirklichkeit geben. Sie ist, so das Argument weiter, ihrerseits verantwortlich dafür, dass technologische Entwicklungen stabil und konstant möglich sind.

Für die Soziologie ist eine derartige „Korrespondenz“ deswegen unmöglich anzusetzen, weil ihr Gegenstandsbereich eine grundlegend andere Struktur aufweist als zum Beispiel der der Physik – was durch die erläuterte Unterscheidung von Hacking hinreichend klar geworden sein sollte. Auch, und das kann

man von der *Theorie-Praxis-Debatte* lernen, greift die Soziologie auf ihre Gegenstände so zu, dass diese sich dabei verändern und mit ihr in einer Dialektik stehen. Sicher ist dies auch für die Physik der Fall, wie die

Kopenhagener Deutung der heisenbergischen Unschärferelation nahelegt. Aber die „doppelte Hermeneutik“ (Anthony Giddens) in der Soziologie blockiert im Gegensatz zur Physik den letztendlichen Durchgriff auf die soziale Wirklichkeit (und das aus guten, das heißt auch ethisch relevanten Gründen). Menschen wehren sich gegen ihre Beobachtung oder Beherrschung eben ganz anders als Teilchen.

So produzieren die Naturwissenschaften, was Jürgen Mittelstraß *Verfügungswissen* genannt hat. In der Tat, so betont der Konstanzer Wissenschaftsphilosoph, leben wir in einer zutiefst „technischen Kultur“, welche Relevanz(-ansprüche)

(von Wissen) nach Verwertbarkeitspotenzialen bewertet, beurteilt und jeweils bevorzugt:

„Moderne Industriegesellschaften sind in ihrem Bewusstsein und in ihren Strukturen so beschaffen, dass sie nur diejenigen Wissenschaften bzw. diejenigen wissenschaftlichen Resultate aufnehmen, die ihnen selbst ‚technisch‘, das heißt in Form von Technikwissenschaften angeboten werden.“ (Mittelstraß 1982: 19)

Das „Orientierungswissen“ der Geistes- und Sozialwissenschaften gerät nach Mittelstraß zunehmend unter Druck selbst ‚anwendbar‘ zu werden, um seinen „Ressourcenfrieden mit techni-

schsen Kulturen“ zu schließen – eine Entwicklung, die in seiner Sicht – und sicher der vieler anderer neben ihm – geradezu „verheerend“ ist (ebd.).

„Die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung sind im Prinzip in Technologie übersetzbar.“

Skeptische Zusammenfassung: Drei Ideen für die Konsequenzhaftigkeit der Soziologie

Treten wir nun einen Schritt zurück. War die Intuition von der gesellschaftlichen Konsequenzlosigkeit der Soziologie treffend oder wenigstens einigermaßen gut begründet? Es wird wohl das Beste sein, sich die entfaltenen Argumente, welche dafür gegeben worden sind, nochmals vor Augen zu halten.

Erfolgreich studieren mit MAXQDA

MAXQDA ist eine weltweit führende Software zur Auswertung und Analyse qualitativer Daten

- Codieren und Kommentieren von Text-, Bild-, Audio- und Videodateien
- MAXApp (iOS/Android) zur Aufzeichnung von Interviews, Fotos, Videos
- Integrierte Transkriptionsfunktion für qualitative Interviews
- Geeignet z.B. für Inhaltsanalyse, Grounded Theory und Mixed Methods
- Voller Funktionsumfang auf Windows und Mac OSX

Unschlagbare Preise für Studierende und Promovierende:



118€
MAXQDaplus
Unbefristet

89€
MAXQDA
Unbefristet

37€
MAXQDA
6-Monats-Lizenz

30 Tage
kostenlos testen!
www.maxqda.de

Zum einen die *Theorie-Praxis-Debatte*. Zwei Möglichkeiten, wie die Soziologie gesellschaftliche Konsequenzen zeitigen (könnte), bestanden in der Alternative zwischen Sozialtechnologie und Aufklärung. Das waren jene zwei Wetten, auf die lange Zeit viel gesetzt wurde. Im zeitgeschichtlichen Rückblick allerdings sind beide Verlierer, das heißt nur schwerlich als Wirkungsgaranten soziologischer Forschung zu interpretieren. Die Sozialtechnologie hat versagt. Erstens, weil die Annahme des Rationalitätsgefälles zwischen soziologischen und anderweitigen gesellschaftlichen Diskursen falsch ist und zweitens, weil sich soziologische Deutungsmuster nicht ohne entwertende Trivialisierung implementieren lassen und empirische Einzelergebnisse politisch unterdeterminiert sind. Jeder Implementationskontext stellt eine Arena für sich dar, in der Deutungshoheiten bereits gesetzt sind und nicht einfach zugunsten einer „vernünftigeren Planung“ umgangen werden können. Damit fällt Sozialtechnologie als Relevanzgenerator also erst einmal weg. Um die soziologische Aufklärung ist es indes nicht besser bestellt. Denn das Wissen, das die Soziologie vermittelt, kann von Akteuren zwar aufgegriffen werden, trivialisiert aber im Zuge dessen so stark, dass von der Idee der Aufklärung nicht mehr viel übrig bleibt. Was daraus davon bleibt, ist das Wissen um die Instrumentalisierbarkeit, die Möglichkeit, einerseits aus der Soziologie (zum Beispiel statistisches) Herrschaftswissen zu

destillieren und andererseits immer im richtigen Moment demontierende Wissenschaftskritik zu bauen, wenn die Umstände es gerade erfordern.

Was Konsequenzenlosigkeit aber über diese „internen“ Probleme hinaus heißt und worauf sie als Stichwort hinweisen möchte, wird aus dem (historischen) Verhältnis der Soziologie zur Gesellschaft allein nicht hinreichend klar. Erst der Kontrast zwischen Soziologie, die als Art der Gattung Sozial- und Kulturwissenschaften zugerechnet wird, mit den Naturwissenschaften (womit im Kern Chemie, Physik und Biologie gemeint sind) macht das letztlich klar. Mittels dreier Punkte wurde dieser Kontrast scharf gestellt: Erstens, epistemologisch, habe ich den Unterschied zwischen Regeln und Gesetzen betont. Ist das Ziel der Naturwissenschaften unter anderem die Formulierung und Formalisierung allgemeingültiger Gesetze, deren Verständnis und erst recht deren Entwicklung ein enormes Spezialwissen voraussetzen, kann die Soziologie stets nur auf Regelmäßigkeiten mit mehr oder minder stochastischem Charakter verweisen, die sich noch dazu in das allgemeine Konzert der divergierenden Deutungsangebote einreihen müssen. Erklärbar ist dieser Umstand mit der Unterscheidung von *natural* und *interactive kinds*, also dem epistemologisch jeweils anders geartetem Gegenstandsbereich. Elementarteilchen und Menschen haben andere, im menschlichen Fall kognitive Reaktivitätsstrukturen, das heißt sie sind

in ungleichem Grade sensibel für Beobachtung und (moralisch) reflexiv dieser gegenüber.

Institutionell, und das war der zweite Punkt, hängt die Konsequenzenlosigkeit der Soziologie – stets im Gegensatz zur Konsequenzenhaftigkeit zum Beispiel der Physik – an ihrer multiparadigmatischen Verfasstheit. Es gibt derart viele konkurrierende Paradigmen innerhalb der Soziologie, die durch so unterschiedliche Grundannahmen und inkommensurable Begriffsentscheidungen unterfüttert sind, dass ein ständiges Bauen an den eigenen Fundamenten programmatisch (geworden) ist. Letztlich gibt es kein qua breitem Konsens gesichertes Standardwissen. Alles, was es gibt, sind Kontroversen. Wenn es stimmt, dass eben sie die Einheit der Disziplin verbürgen, nimmt es nicht Wunder, dass sie als Kandidatin im Treffen kollektiv bindender Entscheidungen das Rennen um gesellschaftliche Verantwortung verliert.

Letztlich, und darin bestand wohl das entscheidende Argument, geht es aber mit der kontrastiven Konsequenzenlosigkeit um etwas anderes. Es geht um die Frage der Technologie. Als Synthese zwischen Wissenschaft und Technik hat sie mit der sich spätestens ab Mitte des 19. Jahrhunderts abzeichnenden *industry-based-science* die Ökonomie abgelöst und so im großen Stil eine „einheitsstiftende, zivilisatorische Funktion“ übernommen (Bammé 2011: 679ff.). Dazu trägt die Naturwissenschaft, deren Wissen sich in

technische Anwendungen und Apparate, in Erfindungen übersetzen lässt, ganz wesentlich bei. Technologie ist, auch wissenschaftsphilosophisch, ein – wenn nicht der wichtigste – Garant für die empirische Adäquanz vieler naturwissenschaftlicher Theorien. Der Mangel an Anwendbarkeit im Sinne einer Übersetzbarkeit in Technologien ist es also, der hinter der kontrastiven Diagnose der Konsequenzenlosigkeit steht.

Die entscheidende Frage kann, nach all dieser Selbst-Demontage, nur folgendermaßen lauten: Was nun? Soll sich die Soziologie einfach mit ihrem Schicksal abfinden und zu einer irgendwie leicht irrelevanten Begleitwissenschaft werden? Was kann sie und was können die Soziolog_innen tun, um der Konsequenzenlosigkeit etwas entgegenzusetzen?

Meine Antworten darauf werden kaum zufriedenstellen. (Zynisch tröstlich daher, dass auch sie aller Wahrscheinlichkeit nach konsequenzenlos bleiben werden.)

Nun denn. Es ist meine Überzeugung, dass es in der (deutschen) Soziologie ein massives Problem gibt, einen Hemmschuh für ihre Konsequenzenhaftigkeit. Dieser besteht in der lochtiefen Asymmetrie zwischen Lehre und Forschung. Heute ist die Lehre für Universitätswissenschaftler_innen meist mehr Pflicht als Privileg. Sofern das System „gute Lehre“ kaum belohnt, ist das auch kein Wunder. Damit ist ein Zustand benannt, der in den USA wesentlich anders ist, wo es sehr ernstzunehmende – und zum Teil hoch

dotierte – „Awards“ für gute Lehre gibt. Solche Honorierungen sichtbar einzurichten wäre ein günstiger Schritt zur Aufwertung der Lehre. Leider ist es hierzulande weiterhin so, dass für 90 Prozent der Soziolog_innen, die ja ohnehin unter der Dauerprekärisierung ihrer Position/Finanzierung ächzen, die Lehre für Bewerbungen höchstens sekundär bleibt. Dementsprechend wenig sind viele bereit, in sie zu investieren. Damit verspielt die Soziologie systematisch eines ihrer wichtigsten Pfründe: jene jungen Menschen zu begeistern, die mit Wissbegier und Enthusiasmus an die Universität kommen, nicht nur um Wissen zu erwerben, sondern um Bildung zu erfahren. Soziologische Aufklärung ist dann keine Farce, wenn ihre Bestände nicht als Faktenwissen missverstanden, sondern als Denkschemata weitergegeben werden. Dann kann sie die Studierenden erreichen und ihnen haltbares Erlebnis werden. Passiert das, sind Schelskys Prinzipien als Lehrer auch gar nicht mehr präsentistisch verbrämt. Die Lehre

sollte den Tatsachensinn für soziale und politische Verhältnisse entwickeln und die Fähigkeit ausbilden, komplexe und differenzierte soziale Tatbestände in ihrer Individualität zu erfassen, anstatt sie auf Schlagworte und allgemeine, vereinfachte Schemata von theoretischen Überzeugungen von vornherein abzuführen. [...] Indem man die jungen Menschen in eigener Erfahrung an einzelne Tatbe-

stände der sozialen Not heranführt, hindert man sie daran, sich allzu leicht im abstrakten Denken von den Ansprüchen zu entlasten, die jede konkrete Lage an den einzelnen Menschen stellt. (Schelsky 1981: 82)

Und dies führt direkt zum zweiten Punkt. Dieses „abstrakte Denken“ und die „Schlagworte“ sind im gegenwärtigen Diskurs der Sozialwissenschaften endemisch. Eine quasi-notwendige Bevorzugung der „großen Nomen“, der Abkürzungen und Substantivierungen hat im Zuge einer globalisierten Massenpublikation akademischen Wissens den soziologischen Diskurs zur Fremdsprache werden lassen.

[S]o können SoziologInnen, deren Status als Wissenschaftler durch übertriebene Sorge um sprachliche Schönheit gefährdet wäre, sich dadurch mehr oder minder bewusst absetzen, dass sie literarische Eleganz zurückweisen, um sich mit den äußeren Federn der Wissenschaftlichkeit zu schmücken. (Bourdieu 1988: 73)

Kritische Diskursanalysten wie Michael Billig (2013) haben erst kürzlich gezeigt, dass diese Beobachtung Teil einer Entwicklung der Sozialwissenschaften ist, die nicht nur ärgerlich, sondern autodestruktiv ist. Und dabei steckt hinter der Blockade das größte Potenzial. Soziologische Beschreibungen der Welt *können verstanden werden* – und zwar von allen. Es braucht dazu, wenn auch Vorkenntnisse, kein Hochspezialwissen über Vorgänge

wie in der Quantenmechanik. Es braucht vor allem den Willen von Seiten der Soziolog_innen, ihre Schriften ohne Jargon und bewusst für ein breiteres, zivilgesellschaftliches Publikum zu verfassen. Und eben darauf baut auch mein letzter Punkt auf. Wir brauchen diese Stimmen, und zwar dringend. Akademiker_innen, die bereit sind, im zivilgesellschaftlichen Diskurs eine Rolle einzunehmen und ihr Renommee in die Waagschale zu werfen, um klar Position zu beziehen und so Vorbilder für die nächste Generation zu werden. Was wir brauchen, um der Soziologie und den Kultur- und Geisteswissenschaften zur Konsequenzenhaftigkeit zu verhelfen, sind Intellektuelle. Einige Namen kennen wir natürlich und erinnern uns an vergangene wie Jean-Paul Sartre, Ralf Dahrendorf oder Michel Foucault, ebenso wie an gegenwärtige wie Jürgen Habermas, Seyla Benhabib, Judith Butler, Charles Taylor, Jürgen Mittelstraß, Martha Nussbaum, Heinz Bude, Stefan Selke, Eva Illouz oder die (übrigen) Unterzeichner des *Konvivalistischen Manifests* (2014). Nur, wenn wir die Mauern des Elfenbeinturms schleifen, wird sein Schatten sichtbar werden. Nur dann können wir unserer eigenen Konsequenzlosigkeit entgehen.

Danksagung: Für anregende Anmerkungen möchte ich Bernhard Giesen, Jürgen Mittelstraß und Marcel Schwarz danken. Ihrem kritischen Scharfsinn hat dieser Text viel zu verdanken.

ZUM AUTOR

Thorn–R. Kray, 30, hat Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie und Literaturwissenschaften studiert. Zurzeit arbeitet er am Wissenschaftsforum von Jürgen Mittelstraß und promoviert an der Universität Konstanz zum Thema der Ratgeberliteratur für Beruf und romantische Liebe in Bezug auf die Soziologie der Emotionen. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählen: Soziologie der Emotionen und der Beratung, Soziologie des Körpers und der Kunst, Akteur-Netzwerk-Theorie, Kulturpoetik, Rhetorik.

LITERATUR

- Abbott, Andrew D.** (2001): *Chaos of disciplines*, Chicago: University of Chicago Press.
- Balog, Andreas/Schulein, Johann A. (Hrsg.)** (2008): *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft. Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangsstadium?*, Wiesbaden: VS.
- Bammé, Arno** (2004): *Science Wars: Von der akademischen zur postakademischen Wissenschaft*, Frankfurt am Main: Campus.
- Bammé, Arno** (2011): *Homo occidentalis. Von der Anschauung zur Bemächtigung der Welt – Zäsuren abendländischer Epistemologie*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang** (1984): *Soziologie und Modernisierung. Zur gesellschaftlichen Ortsbestimmung der Verwendungsforschung*. In: *Soziale Welt*, Jg. 35, S. 381–406.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.)** (1989): *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Billig, Michael** (2013): *Learn to write badly. How to succeed in the social sciences*, Cambridge: Cambridge University Press.

- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève** (2006): Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre** (1988): Homo academicus, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre** (2002): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Clemens, Wolfgang** (2001): Soziologie in der gesellschaftlichen Praxis. Zur Anwendung soziologischen Wissens und Qualifizierung von Sozialwissenschaftlern. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 24, S. 213–234.
- Clemens, Wolfgang/Strübing, Jörg (Hrsg.)** (2000): Empirische Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis, Opladen: Leske + Budrich.
- Convivalistes, Les** (2014): Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens, Bielefeld: transcript.
- Fendt, Jaqueline** (2013): Lost in Translation? On Mind and Matter in Management Research. In: SAGE Open, Jg. 3, S. 1–13.
- Feyerabend, Paul** (1995): Wider den Methodenzwang, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gattei, Stefano** (2008): Thomas Kuhns "Linguistic Turn" and the Legacy of Logical Empiricism. Incommensurability, Rationality and the Search for Truth, Aldershot: Ashgate.
- Giesen, Bernhard/Schneider, Wolfgang** (1984): Von Missionaren, Technokraten und Politikern. Deutungsmuster als Determinanten der Interaktion von Wissenschaftlern und Praktikern. In: Soziale Welt, Jg. 35, S. 458–479.
- Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas** (1985): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung?, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hacking, Ian** (1999): The Social Construction of What?, Cambridge: Harvard University Press.
- Hartmann, Dirk/Janich, Peter (Hrsg.)** (1996): Methodischer Kulturalismus. Zwischen Naturalismus und Postmoderne. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Hondrich, Karl O.**: Wovon wir nichts wissen wollen, In: Die Zeit Nr. 40, 25.9.1992, S. 68.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W.** (1947): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Amsterdam: Querido.
- Husserl, Edmund** (1976): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, Den Haag: Nijhoff.
- Kieserling, André** (2004): Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kuhn, Thomas S.** (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lenk, Hans** (1995): Interpretation und Realität. Vorlesungen über Realismus in der Philosophie der Interpretationskonstrukte, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marchart, Oliver** (2013): Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft, Berlin: Suhrkamp.
- Mayer, Ralf/Thompson, Christinae/Wimmer, Michael (Hrsg.)** (2013): Inszenierung und Optimierung des Selbst, Dordrecht: Springer.
- Mittelstraß, Jürgen** (1982): Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Prigogine, Ilja** (1980): From being to becoming. Time and complexity in the physical sciences, New York: Freeman.
- Psillos, Stathis** (1999): Scientific Realism. How Science Tracks Truth, London: Routledge.
- Putnam, Hilary** (1975): Mathematics, Matter, and Method. Philosophical Paper Vol. 1, Cambridge: Cambridge University Press.
- Reckwitz, Andreas** (2005): Warum die ‚Einheit‘ der Soziologie unmöglich ist. Die Dynamik theoretischer Differenzproduktion und die Selbsttransformation der Moderne. In: Schimank, Uwe/Greshoff, Rainer (Hrsg.): Was erklärt die Soziologie? Methodologien, Modelle, Perspektiven. Münster: LIT, S. 65–77.
- Ritzer, George** (1975): Sociology. A Multiple Paradigm Science. In: The American Sociologist, Jg. 10, S. 156–167.
- Schelsky, Helmut** (1950): Lage und Aufgaben der angewandten Soziologie in Deutschland. In: Soziale Welt, Jg. 2, S. 3–14.
- Schelsky, Helmut** (1981): Rückblicke eines „Anti-Soziologen“, Opladen: Westdeutscher.
- Schüle, Johannes A.** (2002): Autopoietische Realität und konnotative Theorie. Über Balanceprobleme sozialwissenschaftlichen Erkennens, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Wingens, Matthias/Fuchs, Stefan** (1989): Ist die Soziologie gesellschaftlich irrelevant? In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 18, S. 208–219.

An expert interview about Public Sociology

with Prof. Dr. Michael Burawoy

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *You once wrote that most sociologists were driven by their passion for social justice when they decided to study sociology. Can you tell us what your motivation was to study sociology?*

BURAWOY: I went to the university to study mathematics but was not really good at it – and you have to be really good if you want to be a professional mathematician in the future. It was a very exciting period in history (1965 to 1968) and at this time (1965) I visited the United States for six months. For somebody who comes from this little island, England, (from Manchester) and goes to New York it was a dramatic revelation to me that a world like that could exist. This journey was very transformative for me. It was a time of the beginning of the anti-war movement, the civil rights movement – very exciting!

I went back to university and did mathematics but I was always interested in what was going on in the world and at that time – because this was an era of student move-

ments – the idea of the critique of capitalism was in the air. It was something that was part of common sense, at least among large sections of the student population. Sociology took off in that period as a critique of modernity. I was very influenced by that, went to Africa after graduating in search of student revolts and stayed there for four years. But it was my earlier trips to different places in the long Cambridge vacations, to Africa, to India, and before that to the United States, that were really the things that shaped my interest in sociology.

And yes, I think this question of social justice was propelling so many of the movements during the 1960s and even if you were not necessarily active in one, the ideas were contagious. In Africa it was a honeymoon period soon after many countries had achieved their independence. Societies had only recently been decolonized and there were fascinating and lively debates about openings and possibilities of what could be – debates that would subsequently be closed down.



Foto: Ana Villarreal

Prof. Dr. Michael Burawoy is Professor at the University of California, Berkeley with research interests in labor, methodology and capitalism. He has done participant observation on industrial workplaces in Zambia, the United States, Hungary and Russia. Professor Burawoy was president of the American Sociological Association in 2004 and of the International Sociological Association from 2010 – 2014.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *And you studied sociology in...*

BURAWOY: ...Zambia. I was a young mathematician who went to South Africa in 1968, became a journalist for six months and then I moved to Zambia. I think I was already determined to be a sociologist, but England had no serious sociology, particularly not in places like Cambridge where I was. It was a time when sociology was being discovered in England in the so-called red brick universities and, especially, in the newly created universities. Oxford and Cambridge remained as stuffy as ever. At the University of Zambia, there was a lively and emerging social anthropology department. This is where I did my M.A. in sociology studying student movements, but I also conducted a side project, which became my most important work of those years: the study of the copper industry, then owned and run by two multi-national corporations. I wanted to study how they were responding to Zambia's independence in 1964.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Has there been a time while you studied sociology where you experienced something like a disillusionment of sociology or of the academics?*

BURAWOY: Yes. You might say so. In hindsight my studies of the Zambian copper industry were a great story. The copper industry, these multinational corporations, provided 95 percent of the export revenue of Zambia at that time. I studied how they were reproducing what is called the *colour-bar*, according to which blacks do not give any order to whites. It is 'white over black'. They managed to promote black Zambians, but at the same time retained the *colour-bar* by promoting whites into positions or taking a department that was dominated by whites, pushing it aside and making it entirely black. There were all sorts of organizational manipulations that retained the *colour-bar*. That was my study and it was a complicated thing to get it published. I was basically a spy there; I did not tell anybody what I was doing. But in the end my research became public and

that was my initiation to public sociology.

I think there was a good public discussion of my report. People took the problem very seriously – but the mining companies decided to use this Marxist monograph to discipline their managers. So I realized, well, you have no control over the knowledge you produce and it is so often power that determines the way research findings will be deployed and that was a disillusioning moment.

By that time I had already migrated to Chicago and there I became, indeed, very disillusioned. I went there because I was looking for the source of the development sociology that was disseminated around the world in the name of *modernization theory*. It was a conservative view of the transformation in Africa and I wanted to discover its source. I thought it needed to be deeply criticized, which meant I needed to know it. So I went to the US. But when I arrived in Chicago, sociologists were no longer interested in Africa – there was one person who had studied ‘Ethiopia’ in his past. But basically the study of new nations was over. I was too late and the department was conservative and narrow-minded, deeply professional.

Going to graduate school in the United States was a real shock because there I was treated like a child and that too was very disillusioning. I was just very lucky that I had a ‘protector’ in the department, William Julius Wilson (an African-American sociologist who has since become very

famous), and then I worked most closely with a very inspiring political scientist, Adam Przeworski who also went on to global recognition. At that time I was lucky they both had time for a young, rebellious graduate student. But that was the scene of sociology in Chicago in 1972. At times I was ready to quit this expensive venture. In Zambia it had been very different; I was deeply embedded in society in Zambia and at seminars with people all doing field research, talking to one another about their different researches, contributing to each other’s projects because we were all studying Zambia. It had been very productive and exciting. I had no idea how special it was until I went to Chicago.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *You wrote in 2004 that sociology was in its ‘best shape’. It would be interesting to take a look back. Has it changed? Is it still in its ‘best shape’?*

BURAWOY: What I was trying to say there was that sociology was growing. The American Sociological Association had its biggest meeting ever (in San Francisco). It was a very vital meeting. I had money from the Ford Foundation to bring in scholars from all over the world to talk about sociology in different places. As President of the ASA I had two projects: one was public sociology and the other was to ‘provincialize’ the US, to demonstrate how US sociology was not the universal project it claimed to be, but a

„I wanted to discover its source. I thought it needed to be deeply criticized, which meant I needed to know it.“

product of US history, its place in the world, its university system, etc. For the first, I brought in world renowned figures such as Fernando Henrique Cardoso, Mary Robinson, Arundhati Roy, and Paul Krugman to stimulate discussion about sociology's wider role in society. The audience of over 5,000 people was very receptive to these critical ideas as this was 2004 – just after the US government had invaded Iraq. Sociologists were moving to the left, producing a more vital sociology (or so I thought) – but the world around was not in such a good shape. We were in a bubble in San Francisco. That is what I was saying.

Since then, sociology has remained very strong in the United States – for reasons that are not altogether clear; but one reason is how the higher education is organized in the US with lots of students taking sociology courses. That is an important factor. In the US undergraduates have a much wider choice of courses to pursue than an undergraduate and sociology is a gateway to many different professions. In other countries sociology is not in such a great shape, so looked at it globally it is a different story. It is still a critical discipline compared to economics and political science. Political science has

been moving towards a rational choice modelling for some time, trying to imitate economics. Sociology (with anthropology and human geography) is on its own (in a sense) but it can play a vital critical role.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *You said that the university is a public good and it is important for sociology to defend that idea by engaging with publics, becoming accountable to publics. What did you mean by that?*

BURAWOY: Public universities have become ever more privatized as state funding has diminished and universities have responded by seeking new sources of revenue. Now universities look ever more like corporations and the role of sociology is to recognize what is happening, to be reflective about what is happening. I think sociology is a discipline that is very reflective about itself and its context of production. But we cannot return to the old era of the public university fully funded by the state although Germany seems to be hanging on to that model – so far. But in the US and many other countries it is gone! In the time of the Berkeley Free Speech Movement in 1964 nobody thought about that education was going to be privatized. They were all thinking about 'oh, this is a

big bureaucratic machine’, ‘mass university’. Clark Kerr said it was a multi-university and the students said ‘no, it is a mass university’. That was the critique then. And of course Clark Kerr – at that time the enemy – had the vision, a ‘master plan’ which was to think higher education is accessible to all for free. That plan is utopian now, gone out the window and our students are paying huge fees now! The trajectory is pretty negative but we cannot go back to the period of the ‘master plan’ – that is gone.

What we have to rethink is what a public university means today. I think it means that a university has to be accountable to publics. It is not just that the university has to be accessible at all – and it has become more accessible, that is definitely true – but it has to be accountable. There has to be an engagement with the world beyond. It cannot survive as an ivory tower anymore. If it tries it will be taken over by corporations, so it has got to make alliances in civil society. We cannot go back – we have to go forward. This is public sociology taken to a different level, thinking of the university as an institution that is accountable to and engages with publics. It is what I call embedded autonomy.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *You have said, that from the point of view of faculty, students are our first public. Could you define briefly what public sociology is and what you meant by students being the „first public“?*

BURAWOY: First, Public sociology is taking sociology beyond the academy, sociologists talking to non-sociologists. It turns out to be quite difficult because the sociological perspective as practiced in the academy is inherently at odds with the lived experience of those outside the academy. That is the nature of professional sociology. Sociology unveils the truth that is not obvious to the people they are studying. So that is the public sociology – a conversation between sociologists and publics.

What does it mean for public sociology to be a form of pedagogy? I think there are four types of teaching in sociology. First of all, there is what I call professional sociology: there is professional teaching in which a body of knowledge; be it sociology or economics or whatever, that students should know. So you have a textbook, you have formal courses and students learn the foundational knowledge. That is professional sociology. And that is fine, it is important if there is to be a discipline. Second, there is what I call teaching that corresponds to policy sociology: that is sociology as on the behest of a client. This is vocational education. In the sociology departments, for example, criminology is becoming more important, training people to become criminologists. And now, in the US sociology departments have created a vocational sub-discipline that gives out certificates. That is teaching as policy sociology. And then there is critical sociology – a form of teaching that

broadly learning to think, read and write in a sophisticated way. Philosophy is often the prototype of this sort of thinking, but, of course, it happens in sociology, too. And finally, there is public sociology.

So what is teaching as public sociology? It is treating students not as empty vessels into which you pour knowledge but it means recognizing their lived experience coming from many different sectors of society and working with that lived experience, elaborating it, so students understand who they are in the wider social context. At my department in Berkeley there are many second generation immigrants and they come from very different communities and when they come into contact with one another and with sociology they can better learn who they are. So, for example, one can teach an introductory course on sociology with the theme of the "school." Normally, students have just graduated from high school and think they are 'cat's pyjamas', the 'crème de la crème'. They have a very vivid memory of their high school experience. So, you start telling them that there are 'high schools' and there are 'high schools'. And you introduce them to data – there is a massive amount of data now about high schools, the economic background of high schools, of teachers, of grade point averages and so on and so forth. One can then introduce them to the wonderful ethnographies of schooling which you can discuss with them in relation to their

own experience. That is the first dialogue.

In the second dialogue – taking place at the same time as the first – students should be talking to one another. If you have a class of 200 students, that is a challenge. You can divide the class up into groups of three or four and let them talk to one another about their high school experience. They will be very surprised about how different schools can be! There is a third dialogue in which those students take what they learn in the course into actual schools; perhaps into the school where they came from and talk to the students about the ideas they have learned in the sociology course, about schooling and about education. This is the third dialogue between sociology students and high school students. This three level dialogue would be an example of teaching as public sociology.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *But how to do public sociology precisely? Not only teaching as public sociology, but learning how to do it as students?*

BURAWOY: Alright, so now you are asking not about teaching as 'public sociology', but teaching public sociology. Of course the third dialogue, above, is a form of public sociology undertaken by students. When these undergraduates go into the schools, that is already a form of public sociology. But you are talking in a much broader sense and public sociology

Neuerscheinungen bei transcript



Robert Gugutzer

Soziologie des Körpers

(5., vollst. überarb. Aufl.)

■ Körpersoziologie auf dem aktuellsten Stand: Die Neuauflage weist die gesellschaftliche Relevanz des menschlichen Körpers nach und zeigt, inwiefern der Körper sowohl Produkt als auch Produzent von Gesellschaft ist.

Februar 2015, 208 Seiten, kart., 14,99 €, ISBN 978-3-8376-2584-4

E-Book: 20,99 €, ISBN 978-3-8394-2584-8



Mona Motakef

Prekarisierung

■ Was ist prekär und wen betrifft Prekarisierung? Diese Einführung bietet einen Überblick über die Vielfalt der Ansätze und Diagnosen zu Prekarisierung. Unerlässlich für Studium und Lehre.

März 2015, 184 Seiten, kart., 14,99 €, ISBN 978-3-8376-2566-0

E-Book: 12,99 €, ISBN 978-3-8394-2566-4



Gabriele Winker

Care Revolution

Schritte in eine solidarische Gesellschaft

■ Schritte in eine solidarische Gesellschaft, die nicht mehr Profitmaximierung, sondern menschliche Bedürfnisse und insbesondere die Sorge umeinander ins Zentrum stellt.

März 2015, 208 Seiten, kart., 11,99 €, ISBN 978-3-8376-3040-4

E-Book: 10,99 €, ISBN 978-3-8394-3040-8



Uwe Becker

Die Inklusionslüge

Behinderung im flexiblen Kapitalismus

■ Diese Streitschrift entmystifiziert das »heilige Projekt« der Inklusion. Es inspiziert kenntnisreich die »Innenräume« der Gesellschaft und bilanziert ernüchternd deren Inklusionskompetenz.

April 2015, 208 Seiten, kart., 19,99 €, ISBN 978-3-8376-3056-5

E-Book: 17,99 €, ISBN 978-3-8394-3056-9

is indeed very difficult to teach. For example, I am an ethnographer, I teach participant observation. There are no rules, there are sorts of text books but they are useless. You can only learn it from practice. I have a seminar of ten, fifteen students – now we are talking about PhD students – who are doing projects of ethnographic kind. I send them into the community or I choose the community and they write field notes, they all talk to each other about it, it is a practicum.

I have done field work for many years so I have an idea how to direct it but this *tacit knowledge* is not easy to communicate. There are no simple rules. Of course in that seminar on participant observation there are people who think that they are going to be public sociologists when they enter the field. Ethnography is already interacting with communities and some of these students think of themselves as bringing sociology to the community. This will be a two-way relationship, they hope, and they are going to be accountable to the community. I say ‘Okay, you are going to be accountable to the community but do not forget twice a week you are coming back to the seminar and you are going to be accountable to us as academics’. And there you see the tension. They do not realize it in the beginning but very quickly they learn that there is a tension between the two sides – the academic and the public. And of course in the end I say ‘Look, if you want to do public sociology, fine. But I want you to also do the profes-

sional sociology. So you have to write two papers: one for them, one for us.’ So it is not easy.

I cannot emphasize this enough that public sociology has to be done collectively. People need to be involved in the world but having an institutional basis is very important. The actual details, frustrations and dilemmas of public sociology are best dealt with in a collective context. I do not think there are actual rules to do public sociology. I know this is not very satisfactory but it is the best I can do in an interview like this.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *That is fine, thank you for the answer.*

When students decide to do public sociology and they want to change something, the subject of public sociology is obviously ‘the social’. But do we then theoretically need to re-define ‘the social’?

BURAWOY: Yes, in some ways. Think about Max Weber, basically he was a great public sociologist. He had no name for it, but he was a public sociologist! His problem was that he could not theorize it because he had no concept of civil society. So with him we have a clear example of why you have to reformulate the meaning of ‘the social’ to understand the possibilities of public sociology. In fact, you need to have a notion of a civil society and you need to have a notion of the public sphere. That is one thing you need. Max Weber had a very dismissive view of the

dominated classes. He talked about them as subject to irrational passions, easily manipulated; he talked about them as an inarticulate mass. That is not the notion of a public that we are working with here. As public sociologists we believe that there is somebody to dialogue out there who is in some sense capable of rationality and capable of having a discussion, very different from Weber's view of the "demos". So again, you have to re-define what is understood as 'the social'.

US and even some European Sociology in the 1950s and 60s, following in the footsteps of Weber and Durkheim had a similarly dismissive view on the lower classes. The social movements of the 1960s transformed our understanding of civil society, public sphere and of the dominated as articulate but subjugated. It is possible to enter into a dialogue with lay publics and they form rational social movements. So yes, I think the meaning of the social requires a reformulation of the social and I think we are already doing this through our self-conscious engagement with publics. The conference we have just attended here in Jena was full of such reformulations.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *There was a time, maybe in the 1990s, when society was explained mostly by economic narratives and after 2008 – the financial crisis – it was obvious that economy was not the only science that can explain social phenomena. Does this mark the rise of sociology and is*

there a new potential for sociology now?

BURAWOY: Potential, yes. The economists survived 2008 very nicely and thanks to that it is interesting to look at the economics profession and their movement from macro to micro. I mean, economists are deeply embedded in the reproduction of the very conditions that led to the financial crisis. And now they are not just in economics departments, they are in business schools, too, and they are actually shaping our economy, giving it an ideology. You know, a crisis of capitalism is often good for capitalism and in this case good for economists because we have got an economic problem and sociologists are not the people to whom one turns to solve an economic problem. The economists first created the "object" called the economy and then monopolized knowledge about it. If only we could do that with the concept of "society"! There is some public shaming and discrediting as a result of the great recession but I think economics is as powerful as before. However, there are some interesting developments: Thomas Piketty, a French economist, has written the book *Capital in the Twenty-First Century*, an extraordinary analysis of two centuries of changes in patterns of inequality. A collection of data nobody has ever seen before. The book compared two centuries of data from countries of advanced capitalism, arguing that there was a brief period of redistribution of diminishing inequality between 1920 and 1970 but since the

1970s inequality has taken off again and it is not going to stop, or so he says.

And why is it not going to reverse itself? Because the dominant class actually invests in its own wealth and there is nothing going to stop them. He proposes a tax on wealth. I mean, where is that going to come from? Where is the political pressure for taxing the rich – well, perhaps in parts of Europe but in most of the world, not a chance.

Piketty is not a sociologist, he does not study social movements, he does not know about the state, he cannot grasp how there could be a sustained movement against the 1 percent.

But, here we have an economist who is fundamentally questioning neoclassical economics, focussing on inequality as something that would deepen to such a degree as to become very destructive. You might say, in his eyes, capitalism has the potential to destroy itself and everything else. Such an argument is a turn-around for economists! So I think he has potential for changing economics. And then you have Nobel Prize winners such as Joseph Stiglitz, Amartya Sen, Paul Krugman who are all very critical of the direction of market economies. And if economists increasingly focus on inequality then they look more and more like sociologists. They steal our terrain

but that is okay, we will join them. If they want to come over to our side, that is okay although it might threaten our existence! Anyway, I do not think that they were fundamentally discredited by 2008 which has, indeed, been a real opportunity for sociology. The book of Klaus Dörre, Hartmut Rosa and Stephan Lessenich offers us a sociological approach to the crisis of capitalism. And they have made major efforts in the direction of publicizing their views, you might call it an experiment in public sociology.

„I cannot emphasize this enough that public sociology has to be done collectively.“

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *In "For Public Sociology" you talk about facing the 'public arena'. Is there someone who rules the public arena or can we see the public arena as something we address or select?*

BURAWOY: Haha! This is where the problem begins – what is a 'public'? We have to think about re-defining the term 'public', sociologists have limited ideas as to what a public is! There is little theorization of the concept. We need a theory of publics that recognizes for example the power inequalities operating in the public sphere, so the problem, for example, is that sociologists have to compete with more prestigious disciplines like economics and political science. We have to compete with media monopolies that obfuscate truths in a very effective manner.

Look at the story of climate change; it is amazing how some media obfuscate the truth agreed to by scientists. And there is competition from social media. If we do not transform our modes of communication we will be squeezed out of existence.

We cannot be naïve as public sociologists that we are entering a level playing fields and all we have to do is find our public and talk and everything will change – no way! It is impossible, first of all because publics will resist what we have to say and, if they do not, we are probably not doing our job properly. We are revealing things they do not necessarily like to hear, for example, the constraints under which they operate. And secondly, we are competing with a very powerful ideological apparatus that is antithetical to the foundations of sociology. So we had better work together because we cannot be public sociologists as isolated individuals. We really have to think collectively about how we can expose and engage the public sphere and that is not that easy.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *We as Soziologiemagazin try to give sociology a broader audience. Is there something similar in the US?*

BURAWOY: There are a number of such organs. At Berkeley, where I teach, there is the *Berkeley Journal of Sociology*. It started in the 1950s and many of the famous sociologists who graduated from the de-

partment published their first article in the *Berkeley Journal* when they were students. So it is an amazing collection of articles over some sixty years. In the 1980s, sociology graduate students thought that an article in the *Berkeley Journal of Sociology* was not going to get them a job – the job market was contracting and competition stiffening. Students had to become more professional. The BJS had been a journal of critical sociology that critiqued professional sociology but was losing its impetus. Students tried to revamp the journal – bringing big names to write for it, having conferences to attract papers, develop thematic issues. But in the end it just did not work. It continued but not with energy.

So last year graduate students decided to revamp the whole thing and so now it is probably similar to your magazine. It is still called the *Berkeley Journal of Sociology* but it has become a magazine for public sociology. Basically, they are looking globally for people, sociologists for the most part, writing on pressing public issues in different places. It is published online and thus has become a very different project. It is not going to build their careers; they do this out of their commitment to questions of social justice.

I think it is very important to develop such projects. The international Sociological Association has its own magazine that I edit, called *Global Dialogue* which comes out four times a year in 15 languages. I cannot believe it but it really does.

I work with teams of young sociologists all over the world who translate the articles, also drawn from all over the world. I think we have to build a dense presence on the internet. You may want to talk to the students at Berkeley about your journal? They would be very interested in talking to you.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Of course!*

Last question: What would be your dream? What would you like to see for example at sociological cocktail parties? What would you like to see sociologists do or talk about?

BURAWOY: I think it is very important to think about alternative worlds. After the 2008 crisis some people thought there would be a re-structuring in capitalism but no, the wave of marketization that began in the 1970s for the most part continues. The crisis was exploited by financial capital to consolidate rather than undermine its power. It is important to understand how capital is able to exploit the crises it creates. So in these circumstances it seems very important to develop alternative imaginations of what could be, because the capitalist world of today has an unprecedented capacity to make us believe that it cannot be otherwise.

Sociology has to rediscover its moral foundations and build alternatives on their basis. I would hope that the sociology of tomorrow would dig around for different ways of doing things, ways that show that

capitalism does not have to be the only game in town. And there are such alternatives, if only we would see them. Take the originally Latin American idea of participatory budgeting where the citizens in a municipality partake in direct democracy to decide what to do with their budget. In Europe there are ideas of a universal income grant which would enable everyone to survive without a job! Capitalism as we know it would not survive such a policy intervention, depending on how big was the basic grant! Wikipedia is another interesting example of what my friend Erik Wright calls real utopias – collective self-organization which if generalized could pose challenges to capitalism, expanding the realm of freedom.

What is important is not to ‘dream’ of alternatives but to start with concrete and actually existing institutions. That would be a good public sociology, to start from these examples and then examine the conditions for their dissemination? That is what we could do as sociologists. A cocktail party with people discussing their favourite real utopias – that would be a real utopia in itself!

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Thank you very much, Michael Burawoy!*

BURAWOY: Thank you!

Das Interview wurde geführt von Markus Rudolfi, Mitglied der Redaktion.

Situativität, Kontext und Totalität als Spannungsfeld konkreter Soziologie

von Robert Jende

34

abstract

Will sich die soziologische Forschung konkret für die Mitgestaltung der Gesellschaft engagieren, so benötigt sie geeignete Strategien und Konzepte, um einen Zugang zur Praxis zu erlangen und eine transformierende Wirkung zu entfalten. Als dialektische Triade lässt sich die Heuristik von Situativität, Kontext und Totalität analytisch anwenden, um soziale Veränderungen wahrscheinlicher zu machen. Ein Kontext gibt die Regeln vor. Die Perspektive der Totalität fordert ein überschauendes Denken der Wirklichkeit und überschreitet die rekursive Programmierung von Denken und Handeln im Fliegenglas der sozialen Praxis. Eine spezifische Situation zeigt mit der zwischenmenschlichen Akteurskonstellation das Machbare in actu an. Für eine transformierende Praxis besteht die Aufgabe von Soziolog_innen darin, situationsadäquat zwischen determinierenden Faktoren eines Kontextes und denkbaren Möglichkeiten des Andersseins zu wechseln, um routinisierte Praktiken zu stören oder Veränderungen anzuregen. Der Clou besteht darin, gemeinsam mit den beteiligten Akteuren auf die Ziele und Sprache des Kontextes einzuwirken, um sowohl den Handlungshorizont als auch das Denken möglicher Zukünfte zu erweitern.

Auf dem Weg zu einer transformativen Forschungspraxis

„Wir müssen die Soziologie schaffen, weil die Gesellschaft begreift, dass sie sich selbst schafft.“ (Touraine 1976: 241)

Die Debatte um eine öffentliche Soziolo-

gie greift seit dem Aufruf des aktuellen Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Stephan Lessenich, – DGS goes public! – auch in Deutschland um sich (Lessenich/Neckel 2012). Ausgehend von Michael Burawoys (2005) programmatischem Vorstoß for *public sociology* wird zunehmend darüber nachgedacht, wie eine stärkere

öffentliche Sichtbarkeit und Wirksamkeit der Soziologie erreicht werden kann. Stellt man sich die Frage, ob ein Forschungsprogramm die Gesellschaft verändern kann, so rücken Begriffe wie *Problemorientierung*, *Praxisrelevanz* und *Transdisziplinarität* in den Mittelpunkt (Wächter/Janowicz 2012: 297). Dabei geht es mittlerweile längst über diskursive Strategien der Aufklärung hinaus, um eine von verschlagener Herrschaft emanzipierte Gesellschaft zu verwirklichen. Soziologie wird konkret und stellt sich den Schwierigkeiten der bevorstehenden und offenbar notwendigen gesellschaftlichen Transformation auf vielen miteinander verwobenen Ebenen wie Rohstoffknappheit, Kriminalität, Klima, Geschlechterfragen, Armut, Migration usw. Einen Vorschlag für ein Transformationsdesign für eine zu erstrebende Postwachstumsgesellschaft geben, beispielsweise Welzer/Sommer 2014. Klassisch für die Analyse „der großen Transformation“ zu marktliberalistischen Gesellschaften siehe Polanyi 1973.

Mit dem Begriff der *Transformation* (einen Überblick zum aktuellen Stand der Transformationsforschung geben Kollmorgen/Merkel/Wagener 2015) ist ein weiteres Schlüsselkonzept in seiner Zentralstellung für den Zeitgeist benannt. Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU 2011) baut auf eine Differenzierung von *Transformationsforschung* und *transformativer Forschung*:

Während *Transformationsforschung* den Umbau des Gesellschaftssystems selbst und die Bedingungen seiner Möglichkeit zum Gegenstand haben, soll *transformativa Forschung* den Umbauprozess durch spezifische Informationen, Methoden und Technologien befördern. (Wächter/Janowicz 2012: 310)

Den Sozialwissenschaften wird mit dem „Entwurf möglicher gesellschaftlicher Zukünfte“ und der „Bereitstellung entsprechender Orientierungswissens“ ein eigenes Kompetenzfeld zugesprochen (ebd.). Ob diese Vorschläge dann allerdings in der Praxis überzeugen können, bleibt ungewiss. Um die Wahrscheinlichkeit für eine *Soziologisierung der Praxis* (Scheffer/Schmidt 2013) zu erhöhen, soll eine dialektische Heuristik entwickelt werden, welche durch die Alternation von *Situativität*, *Kontext* und *Totalität* eine Zugangs- und Wirksamkeitsstrategie für die öffentliche Nutzung soziologischen Wissens anbietet. Dieser Artikel ist weniger als ein soziologischer Beitrag zu verstehen, vielmehr lässt er sich von wissenschaftstheoretischen und konzeptionellen Überlegungen leiten.

Das Transformationstool: Basiselemente der Heuristik

Die Differenzierung zwischen *Situativität*, *Kontext* und *Totalität* dient als Orientierungsrahmen zur Bewegung in Praxisfeldern, in denen es darum geht, Veränderungen zu gestalten. Das be-

deutet, sich auf einen langwierigen und herausfordernden Prozess einzulassen. „Die Gestaltungsperspektive impliziert, dass sich die Leute der Dinge, die sie tatsächlich tun, bewusster werden sollten und dass sie mehr Zeit zum Nachdenken über sie aufwenden sollten.“ (Weick 1985: 243) Anwendung findet die Perspektive der Gestaltung – das Gegenteil wäre eine des *laissez-faire* oder *trial and error* – immer in spezifischen Situationen. Eine Situation setzt sich aus den Eigenschaften der beteiligten Personen, des Raumes und den möglichen (hybriden) Handlungen zusammen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort vorhanden sind. Sie determiniert das Machbare *in actu*. Situationen können sich schnell verändern, sie können sprunghaft sein, beispielsweise wenn ein Konkursverwalter bei der Beratung eines mittelständischen Energie-

produzenten unvermittelt den Raum betritt. Der Anwendungskontext definiert das Ziel, welches hinsichtlich einer Problemdefinition zu lösen ist und reguliert die möglichen Kommunikationsformen. Im Kontext eines mathematischen Problems machen die griechische Grammatik oder die biologische Bestimmung einer Pflanzenart keinen Sinn. Der Kontext bleibt im Gegensatz zur stets fließenden Situation einigermaßen stabil, wogegen die Totalität als Gesamtheit aller wesentlichen wechselwirkenden Kontexte die größte Stabilität aufweist. Weltbilder oder gesamte Gesellschaftsformationen lassen sich nicht so schnell verändern wie ein situatives Setting. Ein Schaubild soll die Heuristik visualisieren, um auf dieser Grundlage weitere Erläuterungen vorzunehmen.

36

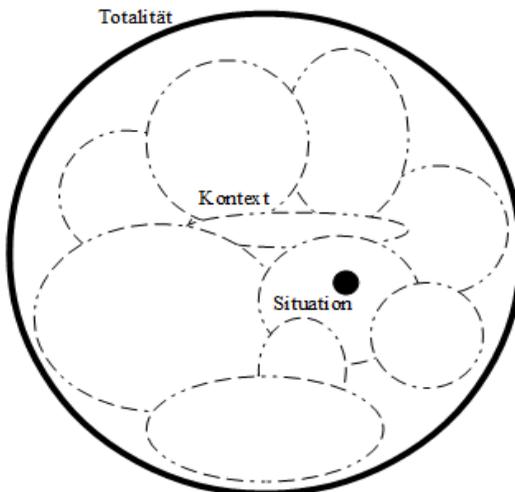


Abbildung 1: Statisches Modell ohne reflexive Selbstgestaltung

Der schwarze Punkt zeigt die in einen spezifischen Kontext eingebettete Situation. Die verschiedenen Kontexte werden von den gestrichelten Kreisen und Ellipsen dargestellt. Diese berühren und überschneiden sich und reagieren wechselseitig aufeinander. Der äußerste Rahmen symbolisiert eine aus allen interdependenten Kontexten hypostasierte Totalität, welche als *Denken des Ganzen* eine theoretische Konstruktion des gesamtgesellschaftlichen Gefüges vornimmt. An dieser Stelle ist vor allem die Gesellschaftstheorie gefragt. Die drei Basiselemente *Situativität*, *Kontext* und *Totalität* stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Situation als Mikrokosmos und Totalität als Makroplateau sind entgegengesetzte Blickwinkel, die sich vermittelt über einen spezifischen Kontext gegenseitig hervorbringen und stabilisieren. Eine soziologische Grundeinsicht ganz einfach formuliert: „Losgelöst vom Menschen kann es gesellschaftliche Wirklichkeit nicht geben. Aber man kann auch umgekehrt sagen, dass der Mensch ein Produkt der Gesellschaft ist.“ (Berger 1973: 3) Die Mesoebene des Kontextes bringt die dialektische Spannung zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit (Totalität) und menschlicher Interaktion (Situation) zum Ausdruck. Der Kontext bindet zum einen die gesellschaftlichen Normalitätsstandards an das konkrete (korrekte) Verhalten in einer Situation und zeigt zum anderen die Reproduktionsleistungen der handeln-

den Akteure, welche dadurch die Gesellschaft in ihrer spezifischen Totalität erst hervorbringen.

Panta rhei – Gewissheit gibt es nicht

„Praktische Tätigkeit hat es mit individuellen und einzigartigen Situationen zu tun, die niemals exakt wiederholbar sind und hinsichtlich deren dementsprechend keine vollständige Sicherheit möglich ist. Obendrein führt alle Tätigkeit Veränderung mit sich.“ (Dewey 2001: 10)

Im Folgenden geht es um eine nähere Erläuterung und theoretische Ausführung der einzelnen Elemente (*Situativität*, *Kontext* und *Totalität*), wobei der Weg vom Besonderen zum Allgemeinen geht und mit der mittleren Ebene des Kontextes ein Transformationsscharnier aufgezeigt werden soll.

Mit dem Kinderspiel *Ich sehe was, was Du nicht siehst* drückt Niklas Luhmann (1990) die Unwahrscheinlichkeit aus, sich unter der Voraussetzung unterschiedlicher Zugangs- und Blickweisen erfolgreich verständigen zu können. Jeder sieht und glaubt etwas anderes, während der Bezugspunkt für den Einzelnen doch immer *die eine* Wirklichkeit meint. Doch Wirklichkeiten gibt es, vereinfacht gesagt, so viele, wie es Köpfe gibt, in denen sie simuliert werden. Peter L. Berger unterstellt den Soziolog_innen mit ihrem „soziologischen Bewusst-

sein“ die Fähigkeit zur *Alternation*. „Die geistige Situation, um die es dabei geht, bietet theoretisch die Möglichkeit, zwischen einander logisch ausschließenden Sinnsystemen hinüber und herüber zu wechseln.“ (Berger 1984: 62) In diesem basalen Sinne soll eine Situation hier verstanden werden als ein Aufeinandertreffen teilweise inkommensurabler Sinnsysteme oder Weltbilder, welche sich zu einer bestimmten Zeit in einem spezifischen räumlichen Setting der Lösung einer Aufgabe verpflichtet fühlen. Im Umgang mit unterschiedlichen Denkstilen, zeitlichen Determinanten und räumlichen Arrangements entwickeln Soziolog_innen ein situatives Geschick, um zwischen widersprüchlichen Einflussfaktoren zu vermitteln. In ihrer Vermittlerrolle gleichen sie Mediator_innen.

Eine dritte Instanz in Form eines Vermittlers, Moderators oder Supervisors unterbricht den Teufelskreis bornierter Selbstreferentialität konkurrierender Akteure, indem sie die Widersacher zu den *Umwegen* animiert, die für neue Sichtweisen unabdingbar sind. (Willke 1997: 112)

Wenn es so weit gekommen ist, erscheint die Perspektive der Gestaltung am Horizont der interdisziplinären und problemorientierten Zusammenarbeit.

Doch unter der Bedingung gegenseitig abgeschirmter und kämpferischer Eigensinnigkeiten kann Kommunikation auch gänzlich ohne Konsequenzen bleiben oder im Sinne der folgenden Be-

stimmung gar nicht erst stattfinden. „Es gibt Kommunikation jedesmal, wenn in einem Bereich von Strukturkoppelung Verhaltenskoordination auftritt.“ (Maturana/Varela 2010: 212) Es ist ganz entscheidend, dass Kommunikation nicht bloß eine Übermittlung von Botschaften oder Informationen ist, welche von einem Empfänger dekodiert werden muss, sondern eine *Praxis der Verhaltens- und Handlungskoordination*. Kommunikation gelingt in der Regel nur im Anschluss an vorangegangene Kommunikation, also an bereits bestehende Verhaltensprogramme und diese sind wiederum abhängig von dem, was ein bestimmter Kontext, in dem man sich bewegt, zulässt. Ich komme später zur Rolle des Kontextes als Regulierungsrahmen von Sprache und Ziel zurück.

Ganz allgemein gilt für situatives Handeln, dass es keiner fassbaren und operationalisierbaren Logik der Praxis (vgl. Bourdieu 1993) folgt:

Man muss jeweils ein genaues Bild der sich ändernden Bedingungen behalten und darf nicht glauben, dass das Bild, welches man einmal von der Situation gewonnen hat, endgültig ist. Es bleibt alles im Fluss, und man hat sein Handeln auf die fließenden Bedingungen einzustellen. Diese Anforderung ist der menschlichen Tendenz zur Generalisierung und zur Bildung abstrakter Handlungsschemata in höchstem Maße entgegengesetzt. (Dörner 2003: 144)

„Situativität beschreibt damit einen Modus des Sich-Einlassens auf oder besser in eine unbestimmte Umwelt.“

Vor allem Wissenschaftler_innen, welche im scholastischen Rückzugsraum (Bourdieu 1998: 206ff.) ihre kategorialen Typologien entwickeln und mit wissenschaftlichen Modellen arbeiten, dürften mit dem unkontrollierbaren und situativen Schreiten ihre Schwierigkeiten haben. Denn in einer Situation kommt es auf eine offene und selbst im Fluss befindliche Wandlungssensibilität an; darauf, mit offenen Augen und möglichst erwartungs- und voraussetzungslos zu agieren, um sich so – geradezu antisoziologisch – vom Fluss der Situation tragen zu lassen. (Zur Wandlungsfähigkeit als *modus vivendi* siehe Jende 2014.) Situativität beschreibt damit einen Modus des Sich-Einlassens auf oder besser in eine unbestimmte Umwelt. Die Alternation verhilft dabei, unvereinbare Denkweisen nachzuvollziehen und einen Gesamtüberblick über das situative Setting zu gewinnen. Die Bruchstellen der Kommunikation können so identifiziert und thematisiert werden, um neue, gemeinsame, Sichtweisen zu entwickeln. Gerahmt wird das Verhalten allerdings dennoch von einem spezifischen Kontext, welcher, ebenso wie die Situativität, im Blick behalten werden muss.

Fordernde Kontexte

„Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch die nicht recht.“

(Georg Christoph Lichtenberg,
deutscher Physiker, 1742–1799)

In der dialektischen Triade gibt der Kontext die Regeln, Sprache und Ziele der anwendungsorientierten Forschung vor. Gemeint ist hier der Anwendungskontext selbst, in welchem soziologisches Wissen nachgefragt und verwendet wird. Er setzt den Rahmen und die Fragestellung. Die Ausgangsbedingungen sind dabei komplex, denn mit der fortschreitenden *reflexiven Verwissenschaftlichung* (Beck 1996: 254ff.) verschwimmen die Grenzen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zunehmend. Die wissenschaftliche Produktion von Wissen findet dabei tendenziell weniger isoliert in universitären Einrichtungen, sondern mithilfe interdisziplinärer Zusammenarbeit unterschiedlicher Wissenschaftler_innen und Praktiker_innen innerhalb problemorientierter Anwendungskontexte statt. „Wissenschaft wie Gesellschaft sind zu Phänomenen der Grenzüberschreitung geworden. Das heißt, beide sind

auf das Terrain des jeweils anderen vorgedrungen, und die Demarkationslinien zwischen beiden sind weitgehend verschwunden.“ (Nowotny et al. 2005: 303) Für eine gegenseitige Öffnung und Zusammenarbeit ist das eine entscheidende Entwicklung. Ob eine Kooperation gelingt, entscheidet sich allerdings situativ. Eine lange Zusammenarbeit macht dabei eine erfolgreiche Praxis wahrscheinlicher.

Angewandte Sozialwissenschaft hat dann die meisten Aussichten, praktisch genutzt zu werden, wenn die Gewohnheit der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler und Handlungsbevollmächtigten besteht. Zusammenarbeit impliziert natürlich ein Mindestmaß an Übereinstimmung hinsichtlich der Ziele und adäquate Kommunikation. (Zetterberg 1984: 453)

Verfolgt der Forschende seine eigenen Ziele und/oder verfehlt die Ergebnisse in der Sprache des Auftraggebers zu formulieren, so wird die Forschung für die Praxis nicht anschlussfähig sein und deshalb wirkungslos bleiben. Der Kontext, in welchem die Forschung sich abspielt, ist von den Entscheidungsbevollmächtigten (zunächst) klar abgesteckt, da diese die Konsequenzen zu tragen haben. *Durch die Gewöhnung im Umgang mit wissenschaftlichem Denken* werden Umwege sichtbar, die die vorgegebene Sprache und ihren Verstehenshorizont erweitern kann (vgl. ebd.: 454). Später soll noch ge-

zeigt werden, wie der Kontext, welcher hier als gegeben klassifiziert wird, sich verhandeln ließe.

Da ein Kontext mit anderen Kontexten in einem interdependenten Verhältnis steht und nicht zuletzt deshalb hohe Anforderungen an die analytische Kompetenz der Beteiligten stellt, sieht Hans L. Zetterberg Sozialwissenschaftler_innen in einer besonderen Rolle, die Konsequenzen einzelner Maßnahmen abzuschätzen und zu interpretieren. In der Forschungsliteratur finden sie Antworten, die ohne sie nicht im Problemlösungsvollzug mit einbezogen würden. Ganz unmissverständlich vertritt Zetterberg die These, „dass angewandte Forschung von größerem Nutzen sein kann, wenn der Forscher auf die gesammelten Erkenntnisse der Sozialwissenschaft zurückgreift, kurz, wenn er ein in angewandter Theorie spezialisierter Berater ist.“ (ebd.: 456) Damit können Soziolog_innen in praktischen Kontexten durch ihre Professionalität im Umgang mit relevanten Forschungsergebnissen und Theorieangeboten zu Vertrauenspersonen werden. Die Anforderungen sind hoch: „Ständig müssen Experten in phantasievoller Weise ihr Wissen auf hochgradig disparaten Gebieten erweitern und müssen versuchen, das, was sie dann ‚wissen‘, mit dem zu verknüpfen, was andere ‚tun‘ möchten oder für die Zukunft zu ‚entscheiden‘ haben.“ (Nowotny et al. 2005: 305)

Diese Kompetenz steht dem nahe, was

Aristoteles unter *Klugheit* versteht. Er definiert diesen Begriff, indem er fragt, wen wir klug nennen. Der Kluge kann Urteile über „das gute Leben im Ganzen“ (Aristoteles 1978: 186) abgeben und bezieht dies aus einem „mit richtiger Vernunft verbundene[m] handelnde[m] Verhalten“ (ebd.). Doch die Klugheit ist kein abstraktes Prinzip, denn sie beruht vornehmlich auf Erfahrung und stützt sich außerdem auf eine ausgeprägte „allgemeine Wahrnehmung“ (ebd.: 191). Durch *vorausschauende Überlegung* nähert sich der Kluge dem, was für die Menschen im Allgemeinen gut und richtig, aber auch was im Einzelnen zu tun sei. Eine sozialwissenschaftliche Klugheit oder die *sociological imagination* (Mills 1973) kann innerhalb eines Kontextes den Unterschied machen, um konsequente Transformationen wahrscheinlicher werden zu lassen, sofern die Logik der Situativität nicht untergraben wird. Das wäre der Fall, wenn fertige Modelle und Rezepte angewendet werden sollen. Für die Praxis belastbares und transformierendes Wissen – *robustes* Wissen – entsteht erst im kontextualisierten Dialog. Dies verweist auf eine Debatte, welche die hier behandelte Fragestellung nach dem Zugang und der praktischen Wirksamkeit soziologischen Wissens immer wieder durchkreuzt: *die Produkti-*

„Für die Praxis belastbares und transformierendes Wissen – *robustes* Wissen – entsteht erst im kontextualisierten Dialog.“

onsbedingungen von praktisch relevantem Wissen. In einem kleinen Exkurs soll dieses wissenschaftstheoretische Problem kurz angedeutet werden.

Exkurs: Dialogische Wissensproduktion als Voraussetzung für eine transformative Sozialforschung

Wissen, welches unter rein wissenschaftlichen Bedingungen produziert wird, kann als „zuverlässig“ gelten. *Robustes Wissen* ist dadurch charakterisiert, dass es sich durch die Erzeugung und Erprobung in praktischen

Kontexten in der Praxis bewähren kann. Es ist belastbar im emphatischen Sinne. Wird Soziologie konkret und findet sich öffentlich und gestaltend in außerakademischen Kontexten

wieder, so hat sie sich auch an äußeren Zwecken zu orientieren. Diese fließen als Kontextualisierung des Forschungsdesigns in die Arbeit ein. „Der Prozess der Kontextualisierung bringt die Wissenschaft dazu, sich von der Produktion bloß zuverlässigen Wissens ab- und sich der Produktion eines gesellschaftlich robusten Wissens zuzuwenden.“ (Nowotny et al.: 304) Dieses robuste Wissen entsteht in einer interdisziplinären Zusammenarbeit, die der Lösung eines praktischen Problems zugewandt ist. Für eine

responsive Sozialforschung bedeutet das:

Die Problemlösungen entstehen im Kontext der Anwendung, transdisziplinäres Wissen hat seine eigenen theoretischen Strukturen und Forschungsmethoden, die Resultate werden nicht mehr über die institutionellen Kanäle, sondern an die am Forschungsprozess Beteiligten kommuniziert. (Weingart 1999: 49)

Peter Weingart selbst bestreitet dies allerdings weitgehend. Eine Zusammenarbeit mag sich zwar transdisziplinärer Problemstellungen verdanken, bearbeitet werden in der Folge jedoch isolierte differenzierte Teilaspekte in den Forschungseinrichtungen der voneinander geschiedenen Disziplinen. Dies dient der Produktion von zuverlässigem, rein wissenschaftlichem Wissen. Hinter die Errungenschaft der funktionalen Ausdifferenzierung soll nicht zurückgefallen werden. „Neues Wissen, auch solches, das in Anwendungskontexten generiert wird, bleibt auf die institutionalisierte Disziplinenstruktur bezogen. Veränderungen der Disziplinenstruktur, die es selbstverständlich gibt, werden im Wissenschaftssystem generiert.“ (Ebd.: 54) Die Grenze zwischen wissenschaftlichen Disziplinen wird bei der spezialisierten Wissensproduktion aufrecht erhalten, gilt aber dann nicht mehr, wenn es um die (für eine Situation geplante) *Verwendung* des Wissens geht. Halten wir schematisch fest: Ein Kontext gibt den Problemhorizont, die Sprache und den

transdisziplinären Rahmen vor. Die Wissensproduktion ist damit, sofern sie praktisch anschlussfähig sein will, auf einen den Wissenschaften äußerlichen Zweck gerichtet. Die Bearbeitung des Problems und die Erzeugung des dafür erforderlichen Wissens wird zergliedert und an die einzelnen Expertengemeinschaften delegiert. Die Isolationsbedingungen der Wissensproduktion werden in einem nächsten Schritt wieder aufgehoben und der Anwendungskontext entscheidet schließlich, auf welche Weise das zusammengetragene Wissen verwendet bzw. robust wird.

Verfolgt man die verschlungenen Pfade der Wissensverwendung, so ergibt sich ein chaotisches Bild der Wissensmutation innerhalb praktischer Diffusionskontexte.

Verwendung ist also nicht ‚Anwendung‘, sondern ein aktives *Mit-* und *Neu*produzieren der Ergebnisse, die gerade dadurch den Charakter von ‚Ergebnissen‘ verlieren und im Handlungs-, Sprach-, Erwartungs- und Wertkontext des jeweiligen Praxiszusammenhangs nach immanenten Regeln in ihrer praktischen Relevanz überhaupt erst geschaffen werden. (Beck/Bonß 1989: 11)

Das wissenschaftlich-disziplinär entstandene zuverlässige Wissen wird mit der Bewährung in einem Praxiszusammenhang zu *robustem Wissen*. Das ursprünglich als zuverlässig produzierte Wissen transformiert sich mit seiner

„Eine konkrete Soziologie bedarf interner Arrangements von Forschung und Lehre, um für die Praxis relevantes Wissen hervorzubringen.“

Verwendung unvorhersehbar und verliert höchstwahrscheinlich seine ursprüngliche Intention (vgl. ebd.: 24).

Um von vornherein diesem Problem zu begegnen, ließe sich eine Reorganisation der Wissensproduktion bereits auf universitärer Ebene realisieren. Die Zukunftsvision einer *vernetzten Universität* von Dirk Baecker sieht vor, „die ganze Gesellschaft in ihre Seminare“ (Baecker 2007: 108) zu holen. „Jeder Studiengang wird zu einem Formexperiment und steht als genau dies in der dauernden Diskussion zwischen Studierenden, Dozenten und Praktikern. Man erprobt Anschläge möglichen Handelns und streitet über die Aus- und Eingrenzung des Wissenswerten.“ (Ebd.: 110) Für einen späteren gesellschaftspolitischen Einfluss angehender Soziolog_innen ist solch eine Organisation des Studiums wohl hilfreich. Vor allem mit Techniker_innen, Ingenieur_innen, Rechtsanwält_innen etc. haben Sozialforschende aufgrund fehlender Zugänge, Kontakte und Umgangsformen notwendigerweise Schwierigkeiten. Im negativen Fall können sie sich in praktischen Kontexten nicht bewähren und durchsetzen, weil sie nicht in der Lage sind, in der für den Kontext entsprechend angemessenen

Weise zu kommunizieren. Um praktisch wirksam zu werden, ist eine Routine im Umgang mit außeruniversitären Feldern eine sichere Basis. Einer langfristigen Zusammenarbeit von Wissenschaftler_innen und Praktiker_innen ist dies ebenfalls zuträglich.

Alain Touraine forderte in den 1970er Jahren die Reorganisation der Universitäten, „weil eine Analyse der soziologischen Erkenntnis unmöglich von Überlegungen zu deren Organisation zu trennen ist“ (Touraine 1976: 232). Eine konkrete Soziologie bedarf interner Arrangements von Forschung und Lehre, um für die Praxis relevantes Wissen hervorzubringen.

Statt sie [die Universität Anm. R.J.] um eigene Kategorien herum aufzubauen und ihre Einheit und ihren inneren Ablauf zu stärken, muss sie als Stätte des Zusammentreffens von Wissenschaft und Politik, von Erkenntnis und organisierter gesellschaftlicher Nachfrage gedacht werden. (Ebd.: 233)

Touraine wird sehr bestimmt, wenn er das Zusammentreffen von Wissenschaft und Gesellschaft institutionalisieren möchte.

Voraussetzung dazu ist auf der einen

Wir gratulieren unseren AutorInnen zur erfolgreichen Promotion 2014!



Und wann dürfen wir Sie promoten?

Veröffentlichen Sie Ihre **Dissertation** bei UVK und profitieren Sie von

- ✓ persönlicher **Betreuung**
- ✓ hochwertiger **Hardcover-Ausstattung**
- ✓ optimaler digitaler **Verfügbarkeit**

Überzeugen Sie sich von unserem Angebot und positionieren Sie sich in einem **Soziologie-Programm mit Profil**.

Seite, dass die Gesellschaft die Existenz einer freien Forschung akzeptiert, die hinter den Gesetzen und Diskursen die sozialen Beziehungen ausfindig macht, und auf der anderen Seite, dass der Inhalt, die Nutznießer und die Form der Lehre als Antworten auf Nachfragen bestimmt werden, die von gesellschaftlichen Kräften oder Organisationen formuliert werden: von Städten, Unternehmen, Gewerkschaften, freiwilligen Verbänden, Regierungen usw. (Ebd.)

Die Universität gliche dann einer Denkfabrik zur transdisziplinären und Geisteshaltungen übergreifenden Lösung konkreter (sozialer) Probleme. Die Entwicklung der Forschungsfragen würde sich dabei an äußeren Zwecken orientieren. Eine stärkere trans- und interdisziplinäre (Zusammen-)Arbeit erscheint für eine öffentliche Sichtbarkeit und transformative Wirksamkeit der Soziologie notwendig. „Sie“ kann dafür selbst aus den Akademien heraus die Öffentlichkeit suchen oder die Öffentlichkeit dazu einladen, am Forschungsprozess teilzunehmen (so wie beispielsweise das transakademische Feld des *Artistic Research* es versucht, siehe Peters 2013; zur Demokratisierung der Wissenschaft siehe Feyrerabend 1980 oder auch die Bürgerbewegung der *Citizen Science* in Finke 2014).

Totalität als Denken des Ganzen

Eine Wissenschaft, die in eingebildeter Selbständigkeit die Gestaltung der Praxis, der sie dient und angehört, bloß als ihr Jenseits betrachtet und sich bei der Trennung von Denken und Handeln bescheidet, hat auf die Humanität schon verzichtet. Selbst zu bestimmen, was sie leisten, wozu sie dienen soll, und zwar nicht nur in einzelnen Stücken, sondern in ihrer Totalität, ist das auszeichnende Merkmal der denkerischen Tätigkeit. Ihre eigene Beschaffenheit verweist sie daher auf geschichtliche Veränderung, die Herstellung eines gerechten Zustands unter den Menschen. (Horkheimer 1937: 216)

Nach diesem kleinen Ausflug kehren wir zurück zur Präzisierung des letzten Basiselements der Troika. Das einführende Zitat relativiert bereits eine allzu starke Orientierung an den Diktionen des Kontextes, auch denen der Wissenschaft selbst. Mit der Totalität soll hier das *Denken des Ganzen* gemeint sein bzw. die Interdependenz aller Kontexte. Das Bild der Gesellschaft ergibt sich in systematischer In-Beziehung-Setzung aller denkbaren Kontexte, welche sie zu einem aktuellen Zeitpunkt einschließt. In Anlehnung an Max Horkheimer gilt Totalität als Formulierung eines Existenzialurteils. Totalität drückt die theoretische Konstruktion des gesamtgesell-

„Mit der Theoretisierung der Totalität als *allgemeine Wahrnehmung* wird *das Gute* (oder *Schlechte*) im Horizont des Ganzen formulierbar.“

schafflichen Gefüges aus und betrifft die Seite der Gesellschaftstheorie, auf deren Grundlage Aussagen zu kontextübergreifenden Strukturen und Mechanismen gemacht werden können.

Sie [die Theorie Anm. R.] speichert keine Hypothesen auf über den Gang einzelner Vorkommnisse in der Gesellschaft, sondern konstruiert das sich entfaltende Bild des Ganzen, das in die Geschichte einbezogene Existenzialurteil. (Horkheimer 1937: 212f.)

Mit diesem historischen Urteil, welche Strukturen und Handlungen eine Gesellschaft aufgrund ihrer substanziellen Konstitution (re-)produziert, kann eine tiefgreifende Transformation der Gesellschaft, die über den einzelnen Kontext hinausgreift, thematisiert werden. Mit der Theoretisierung der Totalität als „allgemeine Wahrnehmung“ wird „das Gute“ (oder Schlechte) im Horizont des Ganzen formulierbar.

Ohne die Perspektive der Totalität bleibt unklar, *warum*, *wie* und *wohin* praxisorientierte Soziolog_innen die soziale Welt verändern wollen. Geht es darum, dem CEO dabei zu helfen, seine Belegschaft zu „optimieren“? Oder eine soziale Bewe-

gung mit organisationssoziologischem Wissen zu versorgen? Oder einer Gruppe Flüchtlinge zu helfen? Oder Politiker_innen in nachhaltiger und sozialer Politik zu belehren? Auch wenn der Kontext antwortet und Soziolog_innen die Perspektiven beteiligter Akteure übernehmen, so geht es auch immer ums Ganze. Das hat konflikträchtige Konsequenzen. „Die Theorie [...], die zur Transformation des gesellschaftlichen Ganzen treibt, hat zunächst zur Folge, dass sich der Kampf verschärft, mit dem sie verknüpft ist.“

(Ebd.: 193) Horkheimer macht deutlich, dass sich Wissenschaft immer in einem verstrickten Verhältnis zur politischen Praxis befindet und je nach Orientierung herrschaftsfreudigen Interessen dienen kann. Unter der Voraussetzung einer Zusammenarbeit eigensinniger und höchst unterschiedlicher Akteure ist es nicht ein für alle Mal zu bestimmen, was „das Gute“ und „Richtige“ sei, ohne dass politische Kämpfe ausgetragen würden.

Doch woher beziehen die Soziolog_innen ihren kritischen Standpunkt, um ein Wissen über „das Gute“ zu erlangen? Dies ist *ex negativo* das Kerngeschäft einer kritischen Gesellschaftstheorie. Die Differenzen zwischen einer kritischen

Soziologie, die aus kontemplativer Anstrengung einen Standpunkt theoretisch sich zu erarbeiten sucht, und einer *Soziologie der Kritik*, die die Akteure beim Kritisieren ihrer eigenen Umwelt beobachtet und daraus wesentliche Argumente des Kritikwürdigen empirisch extrahiert, zeigen auf die Problematik, an welcher eine konkrete Soziologie nicht vorbeikommt. Können Soziolog_innen sich erheben und eigene Konzepte für eine „gute Praxis“ vorlegen oder sollten sie den Wünschen und Zielen von Praktiker_innen folgen, um eine reibungslose Betriebsamkeit herzustellen? Diese Frage kann hier nur cursorisch angerissen werden.

Andreas Stückler bescheinigt anwendungsbezogenen Soziologien zurecht eine affirmative Tendenz, den Status quo zu erhärten, da die gesellschaftsstrukturellen, ökonomischen und politischen Verhältnisse, welche beispielsweise soziale Ungleichheiten produzieren, durch eine Orientierung am Kontext im Kern verfehlt würden.

Unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen ergibt sich [...] die paradoxe Situation, dass Kritik unfreiwillig und/oder unbewusst unkritisch sein kann und daher ständig in der Gefahr steht, ausgerechnet jene Strukturen zu stützen, die sie eigentlich zu kritisieren beansprucht. (Stückler 2014: 295)

Aufgrund einer fehlenden kritischen Distanzierung vom „gesellschaftlichen

Getriebe“ ist eine anwendungsaffine Soziologie zu Kommensurabilität mit dem Kontext gezwungen. Der „Sand im Getriebe“, welcher die soziologischen Dienste erst auf den Plan ruft, kann durch das verwendete Wissen herausgespült werden, sodass „die Gesellschaft“ reibungslos weiter Ungleichheiten produzieren kann. Eine konkrete Soziologie kann sich also nicht bloß am Status quo oder am gesellschaftspolitisch Möglichen orientieren, sondern sollte – sofern sie sich eine emanzipatorische und transformative Aufgabe zutraut –, die strukturellen Ursachen gesellschaftlicher Schief lagen in ihrer Tiefe angreifen. Dazu bedarf es analytischer Schärfe, die sich nicht mit dem Gemeinen gemein macht.

Es genügt dabei nicht, die Kritik der Leute als Beobachter zweiter Ordnung (Vobruba 2009) zum Ausgangspunkt der Verbesserungsagenda zu machen (vgl. Wehling 2014). Die sich über die sozialen Verhältnisse beschwerenden Personen sind es meist selbst, die diese Verhältnisse (re-)produzieren (vgl. Lesenich 2014).

Eine kritische Soziologie der Kritik muss auch den Leuten selber gegenüber kritisch sein: Sie muss nicht nur das Regelwerk, sondern auch die Regelnehmer der Kritik zugänglich machen – zumindest insofern, als sie auf die belangvolle soziale Tatsache hinweist, dass die Regelnehmer_innen in Wirklichkeit (und in der Regel) selbst auch Regelgeber_innen sind, dass sie

also die Regeln, die sie gegebenenfalls kritisieren, faktisch selber reproduzieren oder gar koproduzieren. (Ebd.: 20) Ein Kontext ist immer in seiner eigenen Realität gefangen und die Akteure, die sich darin bewegen, sind für gewöhnlich Realisten (vgl. Boltanski 2010: 59), eingebunden in eine gesellschaftliche Totalität, welche wiederum spezifische soziale Verhältnisse und personale Identitäten produziert. „Für die meisten Menschen ist ihr institutionell bestimmtes Wesen die einzige Identität, die sie sich vorstellen können. Die Alternative wäre nur ein Sprung in den Wahnsinn.“ (Berger 1984: 157)

Um den strukturellen Kern, die Bedingungen der Produktion sozialer Ungleichheit und traditionell fest verankerte Institutionen und Routinen zu erschüttern und zu verändern, sofern das denn einer besseren Gesellschaft dienlich sein mag, bedarf es einer Distanzierung von gegebenen Kontexten. Die Notwendigkeit einer Übernahme von Kontextsprache und -ziel erhärtet dagegen den Verdacht einer Herrschaftssicherung und auch eine kritische Position kann eine Perpetuierung des Bestehenden nach sich ziehen. Das soll allerdings nicht bedeuten, dass alles Stehende und Ständische per se abzulehnen und Transformation ein Selbstzweck wäre. Theorielos und aktivistisch möge eine öffentlich wirksame Soziologie nicht agieren, wenn sie nicht selbst Teil des Problems werden will. Die Theorie kann klären,

mit welchen anderen Kontexten das Anwendungsfeld gekoppelt ist, in dem eine Situation stattfindet. Ebenso wäre zu diagnostizieren, weshalb der die Situation rahmende Kontext genau diese Regeln, Kommunikationsformen und Ziele verfolgt und wie er sich sowohl stimuliert von den Normalitätsstandards der Gesellschaft und dem angepassten Verhalten der Akteure selbst stabilisiert.

Den Transformationsmotor in Gang setzen

„Ein Mensch ohne Kenntnisse – eine Welt im Finstern. Einsicht und Kraft: Augen und Hände. Ohne Mut ist das Wissen unfruchtbar!“ (Gracian 1956: 2)

Es wird abschließend zu zeigen sein, welchen Zweck die Perspektive der Totalität für das Gesamtkonzept der Transformationsheuristik erfüllt und in welchem dialektischen Zusammenhang alle drei Teile zueinander stehen. Fassen wir noch einmal zusammen: Ein komplexes Entscheidungsszenario bildet den Kontext, der wiederum wechselwirkend an andere Kontexte grenzt. Die Interdependenz aller Kontexte ergibt die Hypostase der Totalität, welche soziale Kausalitäten in einem übergeordneten Gesamtzusammenhang der kontextspezifischen Wechselwirkungen betrachtet. Handlungen finden situativ innerhalb eines Kontextes statt, der gewisse Vorgänge zulässt und

andere ausschließt. Der Kontext ist wiederum eingeschlossen in die gesellschaftschaftliche Totalität, welche die allgemeinen Regeln und Strukturen des So-Seienden, kulturell variierenden Zusammenlebens vorgibt. Mit den Handlungen der Akteure wird situativ, also zeitlich und räumlich bestimmbar, durch die Aktualisierung der Kontexte, in denen sie sich bewegen, die

gesellschaftliche Totalität produziert, welche wiederum... usw. Das ergibt einen einigermaßen statischen Kreislauf, eine sich selbst stabilisierende Lebensform und eine ganze Menge Realisten. Da es in diesem Beitrag jedoch nicht darum gehen sollte, die Gesellschaft durch logische Verknüpfungen lahmzulegen, sondern Transformationen mit einer spezifischen Denkweise wahrscheinlicher zu machen, muss es noch einen produktiven Ausweg aus dem „stahlharten Gehäuse“ gesellschaftlicher Wiederholungsreihen geben.

Schließt die Soziologie an einer Situation an, so bringt sie ein bestimmtes Wissen und eine spezielle Art zu denken in den Kontext mit. Geht man davon aus, dass Ziele möglichst reibungslos und effektiv verfolgt werden sollen, so orientieren sich die Akteure an den Kontextvorgaben. Die Perspektive der Totalität rückt

„Das ergibt einen einigermaßen statischen Kreislauf, eine sich selbst stabilisierende Lebensform und eine ganze Menge Realisten.“

nicht in den Blick und damit auch nicht, warum der Kontext genau diese und keine anderen Zwänge der Situation auferlegt. Mit einem „Wissen-darüber-hin-

aus“ und den damit verbundenen inspirierenden und hilfreichen Beiträgen können Soziolog_innen Vertrauen zu den entscheidenden Akteuren aufbauen und zur Vertrauensperson schlechthin avancieren. Um diese

besondere Stellung einzunehmen, steht ihnen 1) die Situation klar und deutlich vor Augen, sie wissen zu jeder Zeit, was das Richtige zu tun ist (*Situativität*), 2) sprechen sie in der Sprache und den Zielen des Praxisfeldes (*Kontext*) und 3) verfügen sie über ein die Situation und den Kontext transzendierendes Zusatzwissen (*Totalität*). Halten sie alle drei Elemente wach und setzen sie strategisch wirksam und in langer gemeinsamer Zusammenarbeit vertrauensbildend ein, so können sie durch ihr situatives Geschick und ihre Klugheit die anderen Beteiligten vom Gewicht ihres Wortes überzeugen und damit die zugestandenen Kernkompetenzen der Zukunftsproduktion und -orientierung (siehe oben Wächter/Janowicz 2012) verwirklichen.

Wenn es die Situation erlaubt, lassen sich die großen Fragen der Gesellschaftstheorie in den Kontext einführen. Die Tota-

„Eine Veränderung des Kontextes verändert das Verhalten der Menschen und die Gesamtkomposition der Gesellschaft.“

lität wird in die Situation getragen, um den Kontext im Sinne eines gerechten und für alle anerkennungswürdigen Miteinander zu gestalten. Gelingt dies, eröffnet sich eine Gestaltungsperspektive, die über die engen Grenzen des Kontextes hinausweist und Fragen nach dem guten Leben zulässt. Als mittleres Scharnier zur Veränderung des Verhaltens und zur Verschiebung der gesellschaftlichen Totalität rückt der Kontext, in dem sich die Beteiligten befinden, ins Zentrum der Transformationsanstrengungen. Kann der Kontext verändert werden, das heißt die verbindlichen Regeln, die Ziele und das Sprachspiel, werden andere Verhaltensweisen stimuliert, welche wiederum eine andere Gesellschaft nach sich ziehen.

Mit der Idee der *Kontextsteuerung* führte Helmut Willke anknüpfend an die Systemtheorie Luhmanns eine Möglichkeit der Steuerbarkeit gesellschaftlicher Teilbereiche in die soziologische Debatte ein. Für die gängige Zusammenarbeit war er wenig zuversichtlich.

Alles, was gewöhnlich erreichbar ist, ist negative Koordination, der Triumph der Bedenken und Einwände, die Vermeidung von Störungen der

eigenen Linie, auch wenn diese Linie in selbst gestellte Fallen führt und vernünftiger Gesamtlösungen – Lösungen mit einem positiven Wohlfahrtseffekt und/oder Lösungen, die weitere Optionen schaffen – verhindert. (Willke 1997: 107)

Ausgehend von der systemtheoretischen Prämisse, dass ein Eingriff in die Autonomie eines Systems weder erwünscht noch fruchtbar ist, setzt die Kontextsteuerung bei den strukturellen Rahmenbedingungen an, die gewisse Handlungen anregen und damit wahrscheinlich machen oder blockieren. Der Kontext bildet dabei eine *virtuelle Einheit*. Entscheidend dabei sind „Visionen einer gemeinsam möglichen Zukunft“ (ebd.: 142). Und das betrifft genau die hier gemeinte Perspektive der Totalität, welche von Soziolog_innen in die Situation eingeschmuggelt wird. Kann man sich gemeinsam über eine Welt verständigen, in der die am Kontext beteiligten Akteure in Zukunft leben wollen, so lässt sich – nicht ganz unabhängig von angrenzenden penetranten Kontexten und der historischen Pfadabhängigkeit – eine verbindliche Umgebung schaffen, die ein anderes Miteinander stimuliert.

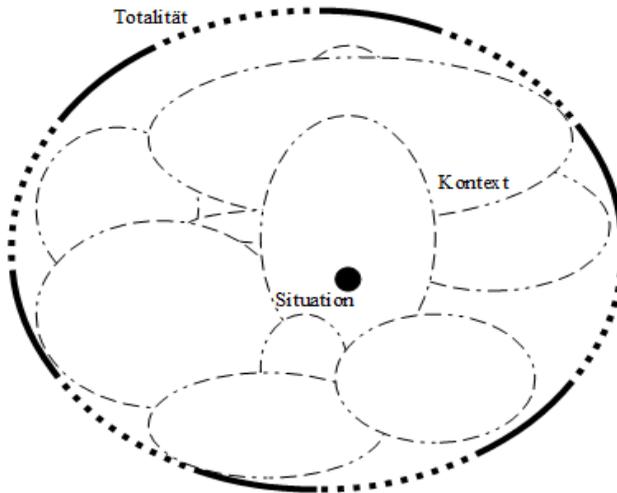


Abbildung 2: Dynamisierung durch reflexive Selbstgestaltung

Stark formuliert: Eine Veränderung des Kontextes verändert das Verhalten der Menschen und die Gesamtkomposition der Gesellschaft. Dies würde bedeuten, dass die Dynamisierung und Veränderung der Regeln und des Sprachspiels innerhalb eines Kontextes ein anderes situatives Verhalten erzeugt und somit eine andere Wirklichkeit hervorbringt. Die zweite Abbildung deutet eine solche Verschiebung an. Auch die aneinander grenzenden Kontexte stellen sich um.

Doch bevor eine Transformation stattgefunden hat, muss an einem vorgefundenen Gleichgewicht angeknüpft werden. Im Anschluss an Immanuel Kants *Kritik der Urteilskraft* formuliert Michel de Certeau die *Kunst des Machens*. Die-

se Kunst vermag auf einen Kontext verändernd einzuwirken, sie zeigt sich in der intendierten Transformation eines Gleichgewichts, dessen Teil man selber ist, ohne es zu stören:

Durch diese Fähigkeit, ausgehend von einem vorgegebenen Gleichgewicht einen neuen Zustand zu schaffen und trotz der Veränderung der Bestandteile an einem formalen Zusammenhang festzuhalten, nähert er [der Praktiker Anm. R.J.] sich sehr stark der künstlerischen Produktion an. Nämlich der unaufhörlichen Erfindungskraft des Geschmacks in der praktischen Erfahrung. (De Certeau 1988: 150)

Mit der unaufhörlichen Erfindungskraft des Geschmacks in der praktischen Erfah-

runge erscheint die Form einer konkreten Soziologie im Nebel der Zukunft, die sich darauf spezialisiert, Veränderungen im menschlichen Zusammenleben auf die Probe zu stellen und erfahrbar zu machen. Denn vielleicht ist es mehr nach unserem Geschmack, eine andere Welt hervorzubringen. Das können wir allerdings nicht wissen, denn: „Du kannst nicht wissen, was nicht ist – das ist unmöglich –, noch es aussprechen; denn es ist dasselbe, was gedacht werden kann und was ein kann.“ (Parmenides, in: Russell 2009: 70) Um einen anderen Geschmack entwickeln zu können, bedarf es praktischer Erfahrungen, welche Menschen höchstpersönlich über Konstruktionen ihrer gesellschaftlichen Umwelt ermöglichen und verhindern. Ob und welche Rolle dabei Soziolog_innen spielen, bleibt offen und hängt (auch) von der wissenschaftspolitischen Selbstkonstitution ab. Wissenschaftler_innen befinden sich in einem speziellen Kontext, sind Teil der gesellschaftlichen Totalität und handeln innerhalb bestimmter Situationen. Wenn „die Gesellschaft“ begreift, dass sie sich mit allen Konsequenzen selbst schafft, so liegt es an uns selbst, eine produktive und transformative Soziologie zu schaffen, um den *Klimawandel im deutschen Wissenschaftssystem* (Schneidewind/Singer-Brodowski 2013) zu gestalten.

ZUM AUTOR

Robert Jende, 30, studierte Soziologie und Philosophie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, an der er zurzeit über gesellschaftliche Transformationsprozesse und dialogische Wissensproduktion promoviert. Er ist Mitarbeiter des European Centre for Sustainability Research (ECS) an der Zeppelin Universität in Friedrichshafen. Zu seinen wissenschaftlichen Interessengebieten zählen: Wissenschaftsforschung, Soziologiegeschichte, Pragmatismus, Public Sociology, Gesellschaftstheorie und Sozioökonomie.

LITERATUR

- Aristoteles** (1978): Die nikomachische Ethik. München: dtv.
- Baecker, Dirk** (2007): Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.)** (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich** (1996): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, Peter L.** (1973): Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Berger, Peter L.** (1984): Einladung zur Soziologie. München: dtv.
- Boltanski, Luc** (2010): Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008. Berlin: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre** (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre** (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burawoy, Michael** (2005): For Public Sociology. In: Soziale Welt, Jg. 56/4, S. 347–374.
- De Certeau, Michel** (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve.
- Dewey, John** (2001): Die Suche nach Gewißheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dörner, Dietrich** (2003): Die Logik des Misslingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Feyerabend, Paul** (1980): Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Finke, Peter** (2014): Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien. München: oekom
- Gracian, Baltasar** (1956): Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Horkheimer, Max** (1937): Traditionelle und kritische Theorie. In: Horkheimer, Max (1988): Gesammelte Schriften. Band 4: Schriften 1936 – 1941. Hrsg. von Schmidt, Alfred. Frankfurt am Main: Fischer, S. 162–216.
- Jende, Robert** (2014): Dialektik des Glücks. Eine komparative Analyse gelingender Weltbeziehungen. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 37/2.
- Kollmorgen, Raj/Merkel, Wolfgang/Wagener, Hans-Jürgen** (2015): Handbuch Transformationsforschung. Wiesbaden: Springer VS
- Lessenich, Stephan/Neckel, Sieghard** (2012): DGS goes public! In: Soziologie, Jg. 41/3, S. 317–319.
- Lessenich, Stephan** (2014): Soziologie – Krise – Kritik. Zur einer kritischen Soziologie der Kritik. In: Soziologie, Jg. 43/1, S. 7–24.
- Luhmann, Niklas** (1990): Ich sehe was, was Du nicht siehst, in: ders., Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 228–234.
- Maturana, Humberto/Varela, Francisco** (2010): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens. Frankfurt am Main: Fischer.
- Mills, Charles Wright** (1973): Kritik der soziologischen Denkweise. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael** (2005): Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewißheit. Weilerswist: Velbrück.
- Peters, Sibylle** (Hrsg.) (2013): Das Forschen aller. Artistische Research als Wissensproduktion zwischen Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Polanyi, Karl** (1973): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Russell, Bertrand** (2009): Philosophie des Abendlandes. Zürich: Europa.
- Schmidt, Robert/Scheffer, Thomas** (2013): Public Sociology. Eine praxeologische Reformulierung. In: Soziologie, Jg. 42/3, S. 255–270.
- Schneidewind, Uwe/Singer-Brodowski, Mandy** (2013): Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem. Marburg: Metropolis.
- Stückler, Andreas** (2014): Gesellschaftskritik und bürgerliche Kälte. In: Soziologie, Jg. 43/3, S. 278–299.
- Touraine, Alain** (1976): Was nützt die Soziologie? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vobruba, Georg** (2009): Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse. Wiesbaden: VS.
- Wächter, Monika/Janowicz, Cedric** (2012): Sozialökologische Forschung als soziale Innovation – Kann ein Forschungsprogramm die Gesellschaft verändern? In: Beck, Gerald/Kropp, Cordula (Hrsg.): Gesellschaft innovativ. Wer sind die Akteure? Wiesbaden: VS, S. 297–313.
- Wehling, Peter** (2014): Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative gesellschaftliche Praxis. Kritische Anmerkungen zu Georg Vobruba, „Soziologie und Kritik“. In: Soziologie, Jg. 43/1, S. 25–42.
- Weick, Karl E.** (1985): Der Prozeß des Organisierens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weingart, Peter** (1999): Neue Formen der Wissensproduktion: Fakt, Fiktion und Mode. In: TA-Datenbank-Nachrichten, Jg. 8/¾, S. 48–57.
- Welzer, Harald/Sommer, Bernd** (2014): Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne. München: oekom.
- Willke, Helmut** (1997): Supervision des Staates. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) (2011): Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Zusammenfassung für Entscheidungsträger. Berlin.

Zetterberg, L. Hans (1984): Angewandte Sozialforschung in der Praxis. In: Topitsch, Ernst (Hrsg.): Logik der Sozialwissenschaften. Königsstein: Athenäum, S. 451–458.

Das Ende des Kapitalismus

in zwei Teilen:

»Blätter« 3 + 4/2015
– nur zehn Euro!



Jetzt bestellen auf: www.blaetter.de/kennenlernen

Perspektiven

Soziologie, Reflexion, Gesellschaft – was soll Soziologie?

Wertfreiheit und Objektivität

Eine wissenschaftsphilosophische Kritik an der epistemischen Autorität wirtschaftswissenschaftlicher Theorien und Methoden

von Sebastian Gießler

56

abstract

Die Wirtschaftswissenschaften haben bei der Steuerung und Analyse von Gesellschaften großen Einfluss. Ein erheblicher Teil dieser Autorität rechtfertigt sich durch den Anspruch, wertfreie und objektive wissenschaftliche Ergebnisse durch strikte wissenschaftliche Methoden bereitstellen zu können. Diese quantitativen Methoden und mathematischen Modelle der Wirtschaftswissenschaften finden in der Soziologie und insbesondere der Politikwissenschaft immer häufiger Verwendung. Grundlage dessen ist die Annahme, dass Wissen, das durch diese Methoden gewonnen wird, eine höhere epistemische Autorität hätte als Wissen, das aus alternativen Methoden, beispielsweise qualitativen, gewonnen wurde. Dieser Aufsatz unterzieht diesen Anspruch aus dem Blickwinkel der Wissenschaftsphilosophie einer kritischen Prüfung. Ziel ist, zu argumentieren, dass quantitative Methoden und aus ökonomischen Theorien abgeleitete Modelle kein wertvolleres Wissen erzeugen als andere sozialwissenschaftliche Ansätze. Das Wertfreiheitsideal wird kurz rekapituliert, um dann den Stellenwert des Wertfreiheitsparadigmas für die Wirtschaftswissenschaften zu diskutieren. An verschiedenen Beispielen sollen im Weiteren problematische Vorannahmen und Verzerrungen identifiziert werden. Die starke Objektivität, über die die Wirtschaftswissenschaften ihrer internen Selbstbeschreibung nach verfügen, erweist sich dabei als problematische implizite Vorannahme. Am Ende steht ein Vorschlag aus der Wissenschaftsphilosophie, wie mit Werteinflüssen und problematischen Vorannahmen umgegangen werden kann. Wissenschaftlicher Pluralismus und ein offener innerwissenschaftlicher Diskurs erweisen sich dabei als konstitutiv für *gute Wissenschaft*. *Gute Wissenschaft* ist demnach mehr als unkritisches Vertrauen in ein rigoroses Regelwerk.

Sind die Sozialwissenschaften objektiv? Ein Problemaufriss.

Die Objektivität der Sozialwissenschaften wurde von Anfang an im Vergleich zur Objektivität der Naturwissenschaften gesehen. Die historischen und philosophischen Hintergründe dafür sind vielfältig. Die modernen Wissenschaften entstanden aus Astronomie und Physik. Diese Herkunft und Personen wie Francis Bacon, René Descartes und Galileo Galilei prägten das Bild von Wissenschaft und wissenschaftlicher Methode (vgl. Montuschi 2014: 123). Die Sozialwissenschaften entstanden deutlich später und mussten sich daher an den bereits gefestigten Methoden und dem Anspruch messen lassen, objektives und neutrales Wissen zu erzeugen. Die Wirtschaftswissenschaften mit ihren von den Naturwissenschaften abgeleiteten Methoden sind der Ansicht, diesen Anspruch erfüllen zu können. Dieser Anspruch, über wissenschaftliche Methoden zu verfügen, die soziale Phänomene objektiv beschreiben können, beeinflusst die benachbarten Disziplinen. Theorien und Modelle, wie etwa die Spieltheorie oder die Theorie der rationalen Wahl, werden auch in anderen Sozialwissenschaften immer häufiger verwendet (vgl. Schipper 2013). Wie beeinflussen diese Methoden und ihre Vorannahmen die Sozialwissenschaften und warum wird dieser Zusammenhang gesellschaftlich relevant?

In den komplexen Gesellschaften der Spätmoderne kommt den Sozialwis-

senschaften eine besondere Rolle bei der Steuerung und Analyse dieser Gesellschaften zu. Dabei stellen die Wirtschaftswissenschaften wohl die öffentlich einflussreichste Wissenschaft in dem Chor der Sozialwissenschaften dar. Wirtschaftswissenschaftliche Forschung und die daraus resultierenden Forschungsergebnisse sind eine wichtige Orientierung für wirtschafts- und sozialpolitische Entscheidungen. Sinnbildlich dafür steht die Vielzahl von Wirtschaftsforschungsinstituten, die in der Politikberatung tätig sind. Beispielhaft genannt seien das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), das Institut der deutschen Wirtschaft (IW) und das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI). Diese Auswahl ist kein Zufall: Während das DIW als politisch eher neutral gilt, gelten das IW als wirtschaftsnah und das WSI als gewerkschaftsnah. Aus diesen Ausrichtungen ergeben sich entsprechend verschiedene wirtschaftspolitische Empfehlungen. Doch wie ist das möglich, bei doch eigentlich objektiver, eben wertfreier Wissenschaft?

Sozialwissenschaftliche Forschung wird direkt von wirtschaftlichen und politischen Problemen inspiriert, womit eine einfache Realisierung des Werturteilsfreiheitsideals schwierig zu erreichen ist. Vorannahmen und Verzerrungen können so direkt in die Forschung einfließen. Diese sind zum Teil nur schwer zu identifizieren. Wenn Wissenschaftler_innen zur sozialen Ungleichheit oder

„Während Soziolog_innen ihre Vorannahmen rechtfertigen müssen, müssen Wirtschaftswissenschaftler_innen dies nicht, weil diese Vorannahmen durch ein striktes methodisches Regelwerk festgelegt seien.“

58

Inflation forschen, haben sie ein im Vorfeld bestimmtes Verständnis davon, ob soziale Ungleichheit oder Inflation wünschenswert sind oder nicht. Dies ist eine normative Einstellung zum Forschungsgegenstand. Noch schwieriger ist es, die schädlichen Verzerrungen wissenschaftlicher Ergebnisse zu identifizieren: Wenn die Publikation bestimmter Ergebnisse in einer Fachzeitschrift verhindert wird, ist das ein klar schädlicher Einfluss. Aber wie betrachtet man Forschungsfinanzierung durch Regierungen, Stiftungen und andere Investoren? In Anbetracht stetig steigender Abhängigkeit von Drittmitteln ist dies eine kritische Frage. Der Einfluss von Drittmitteln in der Wissenschaft ist zuletzt wieder in die Diskussion geraten, insbesondere in Hinblick auf die Stiftungsprofessuren. Ein eindrückliches Beispiel bietet die Deutsche Bank. Die Deutsche Bank richtete etwa an der Humboldt-Universität (HU) zu Berlin und der Technischen Universität (TU) Berlin ein Institut zur angewandten Finanzmathematik ein. Problematisch wurden dabei insbesondere die Zusatzvereinbarungen, in denen die HU Berlin

und die TU Berlin Vertretern der Deutschen Bank große Mitspracherechte einräumten, etwa bei der Veröffentlichung von Forschungsergebnissen (vgl. Lüpke-Narberhaus/Trenkamp 2011). Zuletzt kritisierte auch der Soziologe Michael Hartmann den wachsenden Einfluss von außerwissenschaftlichen Interessen durch Drittmittel (vgl. Hartmann/Hippeler 2015).

Die Wirtschaftswissenschaften sind jedoch der Ansicht, über rigorose wissenschaftliche Methoden zu verfügen, die sich von den Naturwissenschaften ableiten, um eben solche nicht-epistemische Einflüsse zu minimieren. Bei den genannten Beispielen würde beispielsweise die Trennung in normative und positive Ökonomie greifen: Die Forschung sei zwar durch bestimmte Geldgeber oder Investoren motiviert, bleibe aber selbst wertfrei und objektiv. Dadurch ergibt sich, sowohl im wissenschaftlichen als auch im gesellschaftlichen Diskurs, eine höhere Autorität und Glaubwürdigkeit. Während Soziolog_innen ihre Vorannahmen rechtfertigen müssen, müssen Wirtschaftswissenschaftler_innen dies

nicht, weil diese Vorannahmen durch ein striktes methodisches Regelwerk festgelegt seien. Dadurch ergebe sich eine höhere epistemische Autorität als in den anderen Sozialwissenschaften (vgl. Ross 2012: 242). Das schlägt sich in der öffentlichen Wahrnehmung nieder. So werden etwa Wirtschaftswissenschaftler_innen deutlich öfter als Soziolog_innen in Zeitungen zitiert oder melden sich öffentlich zu Wort (vgl. Cohen 2015).

Diese epistemische Autorität führt dazu, dass die Meinungen und Ansichten von Wirtschaftswissenschaftler_innen einen besonderen Stellenwert haben. Beispielfürhaft dafür steht der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, dessen Beurteilungen von politischen Maßnahmen als besonders wichtig erachtet werden. So haben die Wirtschaftsweisen die Einführung des Mindestlohns vehement kritisiert. Auch in der Frage des Umgangs mit griechischen Staatsschulden melden sich immer wieder Wirtschaftswissenschaftler_innen zu Wort, die ihre Ansichten mit einer besonderen wissenschaftlichen Autorität in die öffentliche Diskussion einbringen.

In den Wirtschaftswissenschaften ist die Verbindung zwischen wissenschaftlichem Habitus und politischem Handeln besonders stark ausgeprägt. Wirtschaftswissenschaftler_innen, die ihre Expertise in der Diskussion beisteuern, bieten im demokratischen Diskurs keinen Vorschlag zur Diskussion, sondern

beurteilen eine politische Maßnahme vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als sinnvoll oder nicht sinnvoll. Der Status als Wissenschaftler_in verleiht den Wirtschaftswissenschaftler_innen dabei einen besonderen Mantel der Glaubwürdigkeit. Damit haben Wirtschaftswissenschaftler_innen eine durchaus undemokratische Rolle im demokratischen Diskurs. Sie beeinflussen durch ihre Expertise und Empfehlungen politische Entscheidungen, ohne dabei demokratisch legitimiert zu sein (vgl. Ross 2012: 242).

Dieser Aufsatz vertritt die These, dass die Wirtschaftswissenschaften sich zwar als wertfrei und objektiv betrachten, allerdings einer Vielzahl von Werturteilen und außerwissenschaftlichen Interessen unterliegen. In Anbetracht der Relevanz, die wirtschaftswissenschaftlicher Forschung im öffentlichen Diskurs eingeräumt wird, ist dies sowohl gesellschaftlich als auch wissenschaftlich problematisch: in der Gesellschaft, da die gewonnenen Erkenntnisse verwendet werden, um Gesellschaften zu steuern und politisches Handeln zu begründen; und wissenschaftlich, da sich heterodoxe Ansätze ständig an dem Ideal der wertfreien und objektiven Wissenschaften messen lassen müssen. Feministisch ausgerichtete Wirtschaftswissenschaft wird beispielsweise von einigen Wirtschaftswissenschaftler_innen abgelehnt, da sie nicht wertfrei ist. Daher sind die Bedingungen des Erkenntnisprozesses der

Wirtschaftswissenschaften von großer Bedeutung für den öffentlichen Diskurs und gesellschaftliche Entscheidungen.

Es soll nicht nur der Anspruch der Wirtschaftswissenschaften geprüft werden, wertfreies Wissen hervorzubringen, sondern auch eine wissenschaftsphilosophisch fundierte Begründung für wissenschaftlichen Pluralismus erarbeitet werden. Im Zuge dessen wird das Wertfreiheitsideal kurz erläutert und seine Bedeutung für wirtschaftswissenschaftliche Forschung herausgearbeitet. Dieser Aufsatz soll zeigen, auf welche Weise sich Vorannahmen und Verzerrungen in Hypothesen, Theorien und Methoden auf Forschungsergebnisse auswirken können. Im Zuge dessen wird beleuchtet, welche Rolle die Wissenschaft im politischen Prozess einnehmen kann und welchen Einfluss die Politik wiederum auf die Wissenschaft haben kann. So soll verdeutlicht werden, dass Wissenschaft, insbesondere wenn es sich um politisch relevante Forschung handelt, nicht frei von äußeren Einflüssen sein kann. Im Folgenden werden die zentralen Vorannahmen der Wirtschaftswissenschaften herausgearbeitet, auf die sich die besondere epistemische Autorität von Wirtschaftswissenschaftler_innen gründet. So soll nachvollziehbar sein, welche Vorannahmen in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung ständig präsent sind und welche Einstellung zu Wertfreiheit und Objektivität sich von diesen Vorannahmen ableitet. Zum Schluss steht

ein Vorschlag, wie mit dem Problem von Werteinflüssen in der Wissenschaft umgegangen werden könnte. Ziel ist, zu belegen, dass Wirtschaftswissenschaften trotz ihrer weitgehenden Quantifizierung und strikten Methoden dennoch von Vorannahmen und Werten beeinflusst werden und daher keine höhere epistemische Autorität für ihre Ergebnisse einfordern können als andere Sozialwissenschaften.

Neutrale Wissenschaft? Politische und gesellschaftliche Werteinflüsse

Die Wirtschaftswissenschaften sind die Wissenschaften, die sich am häufigsten dem Vorwurf stellen müssen, Forschung und Hypothesen seien politisch und ideologisch motiviert (vgl. Ross 2012: 241). Unbestritten ist zumindest, dass es diese Verbindungen zwischen Wirtschaftswissenschaftler_innen und der Politik gibt. So besteht auch ein Einfluss von Wirtschaftswissenschaftler_innen auf das *Policy-Making*. Wie diese Interdependenzen jedoch zu messen sind, ist unklar. Die Autor_innen Simon Bastow, Patrick Dunleavy und Jane Tinkler haben Anfang 2014 mit *The Impact of the Social Sciences* eine umfangreiche Publikation über den Einfluss sozialwissenschaftlicher Forschung im Vereinigten Königreich veröffentlicht. Dieses Kapitel verwendet insbesondere die Erkenntnisse zum Einfluss sozialwissenschaftlicher Forschung auf Regierungen und *Policy-*

Making. Inwiefern diese Ergebnisse auf andere Länder mit ihren Wissenschaftscommunities übertragbar sind, ist fraglich. Da die englischen Universitäten und die angelsächsische Wissenschaft global einen Leuchtturmcharakter innehaben, sollen die Ergebnisse an dieser Stelle vorgestellt werden.

Der Staat spiele, so Bastow et al., weiterhin eine prägende Rolle bei der Entwicklung öffentlicher Politik. Damit stehe der Staat im Spannungsfeld verschiedenster Interessengruppen auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene. Wirtschaftswissenschaftler_innen haben daher ihre Einflussphäre primär im politischen Diskurs, die Verbindungen zu Unternehmen seien weitaus weniger stark ausgeprägt als die Verbindungen zu Regierungsstellen (vgl. Bastow et al. 2014: 142).

Die Autor_innen arbeiten heraus, dass es einen signifikanten Zusammenhang zwischen der politischen Ausrichtung der Regierung und der sozialwissenschaftlichen Forschung gibt. Linke (*left-winged*) Regierungen bevorzugen Forschungsprojekte, die sich sozialer Ungleichheit, Multikulturalismus, Umweltproblemen oder urbanen Problemen widmen. Sie präferieren ebenso Forschungen auf der Grundlage des *Keynesianismus* sowie weitreichende Kosten-Nutzen-Analysen, die eine Vielzahl von sozialen und ökologischen Folgen politischer Maßnahmen einbeziehen und keinen Fokus auf die reinen ökonomischen Folgen legen.

Linke Politiker_innen seien ebenso häufig skeptisch gegenüber den Mainstream-Wirtschaftswissenschaften, die den Fokus auf Effizienz und Produktivität legen und weniger auf die humanen und ökologischen Kosten, die so verursacht werden könnten. Linke Regierungen seien also beispielsweise eher geneigt, Forschungen in den Fachbereichen Soziologie, Geschlechterforschung oder Ungleichheitsforschung mit öffentlichen Mitteln zu finanzieren (vgl. ebd.: 143).

Konservative (*right-winged*) Regierungen bevorzugen hingegen eher die Forschungsprojekte, die im betriebswirtschaftlichen Sektor (*business sectors*) verbreitet sind. Dazu zählen die Autor_innen insbesondere Outsourcing, Privatisierung, Unternehmensberatung, den Finanzmarktsektor und andere Industrien, die von Privatisierungen profitieren können. Wissenschaftliche Ansätze, die den Fokus auf die nationale und innere Sicherheit legen (*law and order*), fänden ebenfalls Unterstützung (vgl. ebd.: 143f.). Konservative Regierungen bevorzugen die klassischen Wirtschaftswissenschaften und die betriebswirtschaftlich geprägten Sozialwissenschaften. Ebenso tendieren konservative Politiker_innen dazu, qualitativen Sozialwissenschaften zu misstrauen, insbesondere der Soziologie, den Kulturwissenschaften und den Umweltwissenschaften. Sie vermuten, diese Wissenschaften stünden ihren Werten und Normen entgegen (vgl. ebd.: 143). So verweigerten mit dieser Begrün-

derung in den Vereinigten Staaten die Republikaner_innen diesen Wissenschaften eine Finanzierung durch die National Science Foundation. Die konservativen Politiker_innen verspüren eine Skepsis gegenüber der Forschung an Universitäten, da sie fürchten, die meisten Wissenschaftler_innen dort seien links oder liberal eingestellt. Daher bekommen Forschungsaufträge häufig jene externen Beraterfirmen, deren Werte mit denen der Auftraggeber_innen eher übereinstimmen, etwa ein technokratisches Politikverständnis und Wirtschaftsfreundlichkeit (vgl. ebd.).

Dieses Beispiel soll zeigen, dass die Verbindungen zwischen Politik und Wissenschaft dialektischer Natur sein können. Einerseits beeinflusst die Wissenschaft die Agenda der Politik, andererseits kann die Politik Einfluss auf die Wissenschaft ausüben, indem nur bestimmte Wissenschaftszweige Förderungen und Aufträge erhalten. Die Leistung dieser Studie ist, dass es für diese Vermutung nun einen empirischen Beleg gibt. Hier zeigt sich, dass die Forderungen des Werturteilsfreiheitsideals nach der Neutralität und Autonomie der Wissenschaft nicht haltbar sind, insbesondere wenn Wissenschaft und Politik in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen.

Ein Blick in die Geschichte des ökonomischen Denkens untermauert diesen Befund. Wie auch in anderen Wissenschaften unterliegen wirtschaftswissenschaftliche Theorien und Me-

thoden beständigen methodischen und normativen Veränderungen. Im 19. Jahrhundert war innerhalb der industrialisierten Gesellschaften Konsens, die Preisbildung durch Angebot und Nachfrage zu regeln. Zu dieser Zeit stellte die Neoklassik das vorherrschende Paradigma der Wirtschaftswissenschaften dar. In den 1930er Jahren gab es einen breiten Konsens darüber, dass es möglich sei, eine Gesellschaft durch zentrale Planung und Regulierung zu steuern. Das vorherrschende Paradigma der Zeit war der *Keynesianismus*. Durch die Arbeiten von Karl Polanyi gelte die Zeit der Industrialisierung nicht mehr als der triumphale Aufstieg von Marktwirtschaften, sondern als die Geschichte der Ausbeutung und Massenverelendung der Arbeiterklasse während des *Manchesterliberalismus* (vgl. Ross 2012: 245). Der nächste große Richtungswechsel kam dann in den Krisen der 1970er Jahre. Margaret Thatcher und Ronald Reagan versuchten, ihre Gesellschaften nach neoliberalen Ideen umzubauen und staatliche Strukturen zurückzudrängen. Vor allem die Ökonomen Friedrich August von Hayek und Milton Friedman sind Ideengeber, die diese Entwicklung vorangetrieben haben. Diese Beispiele zeigen, dass ökonomische Expertise immer mit den vorherrschenden Gesellschaftsformationen und Herausforderungen der Zeit zusammenhängt. In etwa 100 Jahren waren drei verschiedene wirtschaftswissenschaftliche Paradigmen vorherrschend und jede

„Hier zeigt sich, dass die Forderungen des Werturteilsfreiheitsideals nach der Neutralität und Autonomie der Wissenschaft nicht haltbar sind, insbesondere wenn Wissenschaft und Politik in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen.“

hatte andere methodische und normative Grundlagen. Daraus lassen sich nun zwei Schlussfolgerungen ableiten: Die politische Umgebung, in der sozialwissenschaftliche Theoriebildung stattfindet, hat Einfluss auf die Forschung, und zweitens, dass es einen Zusammenhang zwischen der zeitgenössisch dominanten Vorstellung darüber, wie Wirtschaft und Gesellschaft organisiert sein sollte, und den verwendeten Theorien und Methoden gibt.

Das Wertfreiheitsideal und wissenschaftliche Objektivität

Was macht wissenschaftliche Glaubwürdigkeit aus? Wertfreiheit und Objektivität sind dabei schnell gefundene und übliche Antworten. Wissenschaft soll in weltanschaulichen Fragen neutral sein, der Wahrheit verpflichtet und unabhängig. Die simple Antwort *Wertfreiheit* ist jedoch, nicht zuletzt durch Debatten in Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftssoziologie, problematisch geworden.

Gemäß Anke Büter steht Wertfreiheit in einem engen Zusammenhang mit Objektivität. Objektivität bilde den Kern

wissenschaftlicher Autorität: den Anspruch, unabhängig von sozialen oder kulturellen Normen, gültiges Wissen bereitzustellen. Objektivität bedeute, wissenschaftliches Wissen enthalte das, was unabhängig von den Vorstellungen oder Wünschen der Forscher_innen wahr ist. Wertbeladene Wissenschaft, so die Annahme, könne nicht objektiv sein. Wertfreiheit allein erzeuge allerdings noch keine Objektivität, so können Ergebnisse auch von weiteren Fehlerquellen verzerrt werden. Wertfreiheit sei so notwendige, allerdings nicht hinreichende Bedingung für Objektivität. Das noch heute dominante Verständnis von Objektivität sei das des *Aperspektivismus*. Das bedeutet, die wissenschaftliche Erkenntnis solle unabhängig von der Person immer gleich sein (vgl. Büter 2012: 20f.).

Der Begriff *Aperspektivismus* drückt aus, dass wissenschaftliches Wissen nur dasjenige Wissen enthält, was unabhängig von nicht-epistemischen Einflüssen wahr ist. Die wissenschaftliche Methode sichert diesen Status. Nur kontrolliertes, methodisches und nachvollziehbares Vorgehen erzeugt objektives Wissen. Von diesem methodischen Vorgehen

leitet sich die epistemische Autorität der Wissenschaft ab und unterscheidet sie von anderen Modi der Wissens- oder Glaubensproduktion wie beispielsweise politischen Ideologien, Religion oder Alltagswissen.

Das Wertfreiheitsideal hat eine lange Geschichte, die eng mit der Geschichte der Wissenschaften verbunden ist. In der Soziologie ist das Wertfreiheitsideal eng mit Max Weber verbunden. Weber sei zwar, so Eleonora Montuschi, ein Befürworter starker wissenschaftlicher Objektivität, schließe jedoch den Einfluss von Werten nicht kategorisch aus (vgl. 2014: 129). Für Weber seien Wertauffassungen etwas rein Subjektives. Politische Stellungnahmen im Namen der Wissenschaft lehne er daher strikt ab. Ebenso sollen Wissenschaftler_innen in ihrer Rolle als Lehrpersonal keine Werturteile fällen (vgl. Büter 2012: 33). Jedoch können Werte bei der Hypothesengenerierung eine Rolle spielen, da sie steuern, welches Thema für Wissenschaftler_innen von Interesse ist. Für Weber seien also nicht alle Werteeinflüsse schädlich und zu vermeiden, sie können sogar elementar sein, Wissenschaft zu betreiben. Der Unterschied zwischen Werten, die wissenschaftliche Neugier auf ein bestimmtes Objekt richten, und Werten, die schlicht aus Vorurteilen und weltanschaulichen Meinungen bestehen,

sei grundlegend (vgl. Montuschi 2014: 129f.). Werteeinfluss allein macht Wissenschaft also nicht per se unwissenschaftlich.

Der Wissenschaftshistoriker Robert Proctor spricht von vier Punkten, die zur Formierung des Wertfreiheitsideals maßgeblich beigetragen haben: Die Ideen der Reinheit der Wissenschaft, der methodischen Kontrolle, der Trennung von Werten und empirischen Tatsachen sowie Neutralität (vgl. Büter 2012: 20).

Wie Büter herausstellt, verlange die Idee von der Reinheit der Wissenschaft in Bezug auf das Wertfreiheitsideal, dass die thematische Ausrichtung der Wissenschaft sich ausschließlich am Ziel der Wissensvermehrung orientieren müsse. Wissenschaft solle unabhängig sein von nicht-epistemischen Einflüssen, etwa finanzieller oder politischer Natur, und sei nur der Wahrheit verpflichtet (vgl. ebd.: 25). Fraglich

„Unabhängigkeit
von sozialen
Einflüssen ist daher
unrealistisch.“

ist, ob eine Wissenschaft, die sich als völlig losgelöst von gesellschaftlichen Problemen betrachtet, überhaupt wünschenswert ist. Globale Herausforderungen, wie etwa der anthropogene Klimawandel, zeigen dieser Einstellung ihre Grenzen auf. Der Wissenschaftsphilosoph Philip Kitcher argumentiert hingegen, dass sich die Agenda-Setzung der Wissenschaft stärker an den Bedürfnissen der Gesellschaft ausrichten müsse, da die

Gesellschaft auch die Ressourcen für die Forschung bereitstelle (vgl. ebd.: 26). Das Beispiel der Sozialwissenschaften verdeutlicht schnell die Grenzen dieser Idee, da sozialwissenschaftliche Forschung sich generell auf gesellschaftliche Probleme richtet. Unabhängigkeit von sozialen Einflüssen ist daher unrealistisch. Aktuell bezieht sich die Idee von der Reinheit der Wissenschaft auf Forschungsfreiheit und Autonomie wissenschaftlichen Arbeitens (vgl. ebd.).

Die Idee der methodischen Kontrolle ist, dass Objektivität nur auf Basis einer kontrollierten Herangehensweise, der wissenschaftlichen Methode, möglich sei. Werteinflüsse stellen dabei eine mögliche Fehlerquelle dar und sind auszuschließen (vgl. ebd.). Wie die soziale Erkenntnistheorie und wissenschaftshistorische Ansätze (Kuhn 1962, Longino 1990, Harding 1992, Kitcher 2001) gezeigt haben, können auch wissenschaftliche Methoden wertgeladen sein. Dieser Aufsatz geht später auf einzelne Vorannahmen bei Theorien und Methoden ein. Die Idee der Trennung von Werten und empirischen Tatsachen leitet sich von der ontologischen Annahme ab, Werte und Tatsachen seien etwas fundamental Verschiedenes (vgl. Büter 2012: 28). Diese Position basiert darauf, dass sich moralische Normen nicht logisch aus Fakten ableiten lassen und geht auf den Empiristen David Hume zurück. Wissenschaftler_innen können also keine normative Position als wissenschaftlichen Fakt darstel-

len, ohne einen Fehlschluss zu begehen. Diese Position ist hochgradig kontrovers. Zwar lassen sich keine normativen Positionen aus wissenschaftlichen Fakten ableiten, dennoch können deskriptive Prämissen normative Implikationen haben. Im gesellschaftlichen Rahmen können wissenschaftliche Ergebnisse durchaus direkte normative Auswirkungen haben. Eng damit verbunden ist die Idee der wissenschaftlichen Neutralität. Das wissenschaftliche Ideal ist Neutralität, da Wissenschaftler_innen wie beschrieben keine Normen begründen können. Die Folgerungen gelten analog.

In der zeitgenössischen wissenschaftsphilosophischen Diskussion ist der Einfluss von Werten keineswegs mehr kontrovers. Wissenschaft muss nicht mehr im zuvor erläuterten Sinne rein oder neutral sein (vgl. ebd.: 54). Wichtig bleiben aber die Trennung von Sein und Sollen sowie die Objektivität durch strikte wissenschaftliche Methoden. Diese Elemente konstituieren die wissenschaftliche Objektivität, stehen jedoch weiterhin in der Kritik.

Die Wirtschaftswissenschaften: Sozialwissenschaft mit naturwissenschaftlichen Methoden?

Die Idee, sozialwissenschaftliche Forschung mit naturwissenschaftlichen Methoden zu betreiben – was für sich schon auf eine hohe Objektivität und Neutralität hinweisen soll –, ist in den Wirtschaftswissenschaften weiterhin

stark ausgeprägt. Im Einführungswerk *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre* im Kapitel *Volkswirtschaftliches Denken* finden sich folgende Aussagen:

Ökonomen bemühen sich, ihr Gebiet mit wissenschaftlicher Objektivität zu behandeln. Sie betreiben die Erforschung der Volkswirtschaft in ziemlich derselben Weise, wie ein Physiker die Materie und ein Biologe das Leben untersucht: Sie entwerfen Theorien, sammeln Daten und versuchen dann aufgrund der Daten, ihre Theorie zu bestätigen oder zu verwerfen. (Mankiw/Taylor 2012: 23)

Einige Zeilen später schreiben die Autoren:

Das Wesentliche einer Wissenschaft ist jedoch die wissenschaftliche Methode – die leidenschaftslose Entwicklung und Überprüfung von Theorien darüber, wie die Welt funktioniert. Diese Forschungsmethode ist auf die Volkswirtschaft ebenso anwendbar wie auf die Schwerkraft der Erde oder die Entwicklung der Natur. (Ebd.: 23f.)

Man bedenke, dass dieses Lehrbuch als eines der internationalen Standardwerke für die Makroökonomie gilt. Diese Ansichten sind also keine Meinungen einzelner Wissenschaftler_innen, sondern wissenschaftlicher Mainstream. Ebenso sind diese Zitate der aktuellen und überarbeiteten Auflage von 2012 entnommen, also konnten weder die Versuche, heterodoxe Ansätze der Volkswirtschaftsleh-

re stärker sichtbar zu machen, noch die Finanzkrise etwas an dieser Selbstbeschreibung der Wirtschaftswissenschaften verändern. Die Autoren Nicholas Gregory Mankiw und Mark P. Taylor benutzen an späterer Stelle Albert Einstein und Isaac Newton sowie Beispiele aus Physik und Biologie als wissenschaftliche Autoritäten für die Methoden der Volkswirtschaftslehre. Es wird der Eindruck vermittelt, wirtschaftswissenschaftliche Modelle hätten die gleiche Aussagekraft wie Modelle in der Physik. Die Autoren suchen explizit die Nähe zu den Naturwissenschaften und naturwissenschaftlichen Gesetzen (vgl. ebd.: 24f.). Die Ansicht, die Volkswirtschaftslehre sei eine Sozialwissenschaft mit naturwissenschaftlichen Methoden, wird so gelehrt und verbreitet. Hier kommt es zu einer Aneignung epistemischer Autorität und einer besonderen Glaubwürdigkeit von den Naturwissenschaften auf die Wirtschaftswissenschaften. Diese Ansicht unterscheidet die Wirtschaftswissenschaften radikal von anderen Sozialwissenschaften

Diese Idee geht auf den Aufsatz *The Methodology of Positive Economics* von Milton Friedman zurück. Die darin formulierten Wissenschaftsparadigma haben bis heute erheblichen Einfluss auf das Selbstverständnis und die Arbeitsweise der Wirtschaftswissenschaften. Insbesondere trifft das nach Daniel M. Hausman auf die grundlegende Annahme der strikten Trennung in normative und po-

Klassiker der Soziologie

GEORG SIMMEL

Soziologie

Untersuchungen über die Formen
der Vergesellschaftung

Siebente Auflage



Duncker & Humblot · Berlin

7. Aufl. 602 Seiten, 2013

ISBN 978-3-428-13725-1, € 78,-

Georg Simmel Soziologie

Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung

Was nun die »Gesellschaft«, in jedem bisher gültigen Sinne des Wortes, eben zur Gesellschaft macht, das sind ersichtlich die [...] Arten der Wechselwirkung. Irgendeine Anzahl von Menschen wird nicht dadurch zur Gesellschaft, daß in jedem für sich irgendetwas sachlich bestimmter oder ihn individuell bewegender Lebensinhalt besteht; sondern erst, wenn die Lebendigkeit dieser Inhalte die Form der gegenseitigen Beeinflussung gewinnt, wenn eine Wirkung von einem auf das andere – unmittelbar oder durch ein Drittes vermittelt – stattfindet, ist aus dem bloß räumlichen Nebeneinander oder auch zeitlichen Nacheinander der Menschen eine Gesellschaft geworden. Soll es also eine Wissenschaft geben, deren Gegenstand die Gesellschaft und nichts anderes ist, so kann sie nur diese Wechselwirkungen, diese Arten und Formen der Vergesellschaftung untersuchen wollen.

Aus: Erstes Kapitel: Das Problem der Soziologie

Robert Michels

Weltstädte und ihre Bewohner

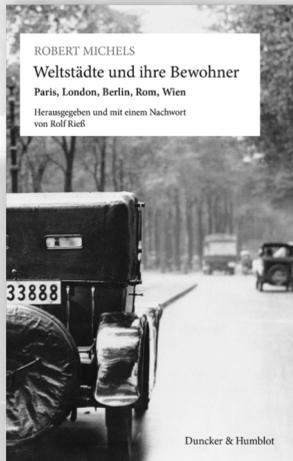
Paris, London, Berlin, Rom, Wien

Robert Michels legt Anfang der 1930er Jahre in der Schweiz eine Reihe von Städteporträts vor, in denen er sich essayistisch dem Thema »Weltstädte und ihre Bewohner« widmete. Sein phänomenologischer Blick hielt die Eigentümlichkeiten der jeweiligen Stadt fest. So gelangen ihm anschauliche Miniaturen, die ebenso amüsant wie lehrreich sind und als ein Beispiel der frühen Stadtsoziologie gelesen werden können.

Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Rolf Rieß

62 Seiten, 2014

ISBN 978-3-428-14574-4, € 9,90



ROBERT MICHELS

Weltstädte und ihre Bewohner

Paris, London, Berlin, Rom, Wien

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Rolf Rieß

Duncker & Humblot

Robert Michels

Der Patriotismus

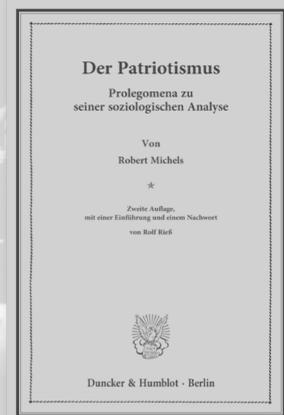
Prolegomena zu seiner soziologischen Analyse

Robert Michels (1876–1936), deutsch-italienischer Nationalökonom und Soziologe, gehört zu den Klassikern der deutschen Soziologiegeschichte. Seine Parteiensoziologie und sein Gesetz der Oligarchie werden immer wieder diskutiert. Dagegen sind seine Studien zum Patriotismus heute weitgehend nur mehr Spezialisten bekannt, trotz prominenter Fürsprecher wie Reinhart Koselleck. Obwohl vor mehr als 80 Jahren erstmals erschienen, bieten die Texte noch heute aufschlussreiche und anregende mikrosoziologische Studien zum Thema Patriotismus und Nationalismus.

2. Aufl., mit einer Einführung und einem Nachwort von Rolf Rieß

XX, 211 Seiten, 2013

ISBN 978-3-428-14008-4, engl. Br. € 68,90



Der Patriotismus

Prolegomena zu
seiner soziologischen Analyse

Von
Robert Michels

*

Zweite Auflage,
mit einer Einführung und einem Nachwort
von Rolf Rieß



Duncker & Humblot · Berlin

sitive Theorie zu (vgl. 1992: 183). Wirtschaftswissenschaftliche Theorien trennen sich in zwei Felder: normative und positive Theorie. Die Vorannahme ist, dass es eine positive ökonomische Wissenschaft gibt, die prinzipiell in der Lage ist, wertfreie Aussagen zu treffen. Grundlage für diese Unterscheidung ist die strikte Trennung von Fakten und Werturteilen. Positive Aussagen haben den Anspruch, wirtschaftliche Zusammenhänge rein deskriptiv und neutral zu beschreiben, den *Ist-Zustand*. Dabei sollen keine Werturteile erfolgen. Normative Theorie hingegen befasst sich mit Werten und Policy-Zielen, also mit *Sollens-Aussagen* (vgl. Hausman/McPherson 1998: 212f.).

Keine auf Werte bezogene Frage soll mit Fakten allein geklärt werden und keine Frage bezüglich der Fakten soll mit Werturteilen geklärt werden (vgl. ebd.: 212). Ein Beispiel:

- (1) Die Politik soll das Ziel A erreichen und dabei die Randbedingung R befriedigen.
- (2) Maßnahme X befriedigt R und erreicht A.
- (3) Die Politik sollte versuchen, X zu erfüllen (vgl. Hausman/McPherson 1998: 209).

X kann dabei eine bestimmte Politik sein, etwa wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen, oder ein Projekt wie der Bau eines Staudammes oder eines Autobahnabschnittes. Die positive Ökonomie befasst sich mit Prämisse (2), also welche

Maßnahmen Ziel und Randbedingungen optimal erfüllen kann. Die Wahl von X ist nach diesem Verständnis ein Fall für die positive Ökonomie, da diese die verschiedenen Maßnahmen gegeneinander abwägt und der Politik eine Empfehlung ausspricht. Nach dieser Ansicht ist Prämisse (2) wertfrei, Werturteile kommen lediglich in Prämisse (1) vor. Es geht der positiven Ökonomie um die Beurteilung, ob zum Beispiel ein Staudamm die Ziele und Maßnahmen erfüllen kann, und nicht, ob es überhaupt sinnvoll ist, einen Staudamm zu bauen. Prämisse (1) enthält ein Werturteil und ist so unabhängig von der wertfreien Prämisse (2).

Friedman argumentiert für eine strikte Trennung zwischen normativer und positiver Ökonomie. Positive Ökonomie soll prinzipiell unabhängig von einer bestimmten ethischen Position oder einem normativen Urteil sein. Ziel sei es, ein System von Generalisierungen zur Verfügung zu stellen, das dazu dienen könne, konkrete Vorhersagen von Handlungen zu treffen. Positive Ökonomie solle, und laut Friedman sei sie dazu auch in der Lage, eine objektive Wissenschaft sein – analog zu den Naturwissenschaften. Friedman räumt zwar selbst ein, dass es teilweise schwierig sei, diese Objektivität zu erreichen, dennoch gebe es für ihn keinen fundamentalen Unterschied zwischen den Wissenschaften. Hier findet sich der Anspruch wieder, dass es eine methodologische Symmetrie zwischen Natur- und Sozialwissenschaften

gäbe (vgl. Friedman 1953: 4). Diese positiven Urteile seien die Basis für die Diskussion normativer Positionen. Entweder könne ein positives Urteil gesucht werden, das zu besonders starken normativen Vorannahmen passt, oder ein positives Urteil könne zurückgewiesen werden, wenn die Folgen normativ wünschenswert sind. Normative und positive Ökonomie seien also methodisch voneinander getrennt, aber nicht unabhängig voneinander. Eine politische Entscheidung basiere auf einer Vorhersage über die Folgen der jeweiligen Entscheidung. Diese Vorhersage sei ein positives Urteil. Zwei Personen können sich durchaus über eine der vorhergesagten Konsequenzen einer politischen Entscheidung einig sein (positiv), aber uneinig über die Einschätzung dieser Konsequenz (normativ). Positive Ökonomie könne also ein objektives und wertfreies Urteil unabhängig von normativen Implikationen anbieten. Normative Elemente fänden sich lediglich in Ziel und Einschätzung von ökonomischen Vorhersagen. Die Vorhersage selbst sei wertfrei (vgl. ebd.: 4f.). Das Ziel jeder positiven Wissenschaft, zu der Friedman wie gesagt auch die Wirtschaftswissenschaften zählt, sei die Entwicklung einer Theorie oder Hypo-

these, die sichere Vorhersagen über noch nicht beobachtete Phänomene treffen könne. Nur empirische Fakten können dann schlussendlich zeigen, ob eine Hypothese als gültig angenommen oder als ungültig zurückgewiesen werden müsse (vgl. ebd.: 7). Das ist ein zentraler Punkt in Friedmans Argumentation. Für Friedman kann eine Hypothese nur durch die Empirie widerlegt werden. Könne eine Hypothese zuverlässig Vorhersagen treffen, die sich als empirisch richtig erweisen, sei sie gültig. Dies gelte unabhängig von den Vorannahmen, die in die Hypothese eingeflossen sind. Es sei also durchaus möglich, dass eine gültige Hypothese falsche Vorannahmen beinhaltet. Um das mit einem Beispiel zu verdeutlichen: Selbst wenn der Idealtyp des *Homo oe-*

conomicus einmal vollständig widerlegt sein sollte, würde er nach diesem Prinzip immer noch als gültige Hypothese gelten, solange er empirisch korrekte Vorhersagen treffen kann.

„Positive Ökonomie solle, und laut Friedman sei sie dazu auch in der Lage, eine objektive Wissenschaft sein – analog zu den Naturwissenschaften.“

Auch Friedman ist sich dieses Problems bewusst, hält es aber für irrelevant in den Wirtschaftswissenschaften. Die Vorannahmen einer Hypothese müssen nicht deskriptiv realistisch sein, sondern lediglich fundierte Annäherungen, die für die jeweilige Hypothese relevant sind. Eine

Hypothese werde primär danach bewertet, wie viel sie erklären kann und wie wenig sie dafür benötigt. Friedman behauptet sogar, dass die aussagekräftigsten Hypothesen für gewöhnlich die unrealistischsten Vorannahmen haben (vgl. ebd.: 14f.). Er begründet diesen Ansatz damit, dass wirtschaftliche Prozesse zu komplex für eine deskriptive Darstellung seien. So müssten beim Beispiel des Weizenmarkts nicht nur Angebot und Nachfrage Beachtung finden, sondern auch das individuelle Verhalten der Händler_innen, die Qualität des Produkts, die Bodenqualität, die Augenfarbe der Händler_innen etc. (vgl. ebd.: 32). Eine Hypothese, die nur deskriptiv richtige Vorannahmen beinhaltet, sei daher völlig nutzlos (vgl. ebd.).

Die Methodologie Friedmans stand schon früh in der Kritik, sowohl von Ökonom_innen als auch von Philosoph_innen. Die positive Ökonomie gilt inzwischen als überholt, insbesondere durch die Annahme des kritischen Rationalismus und des logischen Positivismus innerhalb der Wirtschaftswissenschaften. Friedmans These, Vorannahmen nicht empirisch belegen zu müssen, war so nicht mehr haltbar. Dennoch finden sich viele Elemente von Friedmans positiver Ökonomie noch in den modernen Wirtschaftswissenschaften (vgl. Hausman 1992).

Die Kernpunkte sind dabei das Postulat der Werturteilsfreiheit von deskriptiven Aussagen und darauf basierenden Hypo-

thesen, die Realitätsferne von Annahmen und Modellen, der Fokus auf die Vorhersagefähigkeit von Hypothesen und die methodologische Symmetrie zwischen Natur- und Sozialwissenschaften. Die Annahmen finden sich auch in *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre* wieder, in dem die Autoren wirtschaftswissenschaftliche Modelle mit Anatomiemodellen aus dem Biologieunterricht vergleichen. Beide Modelle seien schließlich Idealisierungen, die die Realität abbilden sollen. Friedmans Einfluss auf die Arbeitsweise und das Selbstverständnis der Wirtschaftswissenschaften ist daher nicht zu unterschätzen.

In den Wirtschaftswissenschaften herrscht ein starkes Werturteilsfreiheits- und Objektivitätsparadigma vor. Die strikte Unterscheidung in positive und normative Ökonomie beeinflusst den Erkenntnisprozess in den Wirtschaftswissenschaften stark. Die zentralen Vorannahmen von Friedman, die sich bis heute in den Wirtschaftswissenschaften finden, sind daher: klare Trennung von normativen und positiven Urteilen, ein starkes Werturteilsfreiheitsparadigma, methodologische Symmetrie zwischen Natur- und Sozialwissenschaften sowie die tolerierte Realitätsferne von wirtschaftswissenschaftlichen Modellen. Diese Vorannahmen bilden de facto einen Teil der impliziten Wertannahmen der Wirtschaftswissenschaften.

Vorannahmen in wirtschaftswissenschaftlichen Theorien und Methoden

Wie zuvor ausgeführt, argumentieren Wirtschaftswissenschaftler_innen aus einer Position besonderer wissenschaftlicher Objektivität aufgrund ihrer rigorosen, von den Naturwissenschaften abgeleiteten Methoden. An zwei Beispielen sollen Vorannahmen aufgezeigt werden: Die Nähe der Wirtschaftswissenschaften zur liberalen Demokratie als Beispiel für eine implizite normative Vorstellung, wie Wirtschaft und Gesellschaft organisiert sein sollten, sowie androzentrische Vorannahmen in der *Rational Choice Theory*. Zuerst soll die Reichweite dieser vorherrschenden Ideen geklärt werden: Gibt es die Wirtschaftswissenschaften überhaupt? Der Wissenschaftsphilosoph Don Ross hat die Curricula der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre global untersucht und bejaht diese Vermutung. Wirtschaftswissenschaftler_innen unterlaufen global eine sehr ähnliche Ausbildung. Die Curricula legen großen Wert auf Modellierung und quantitative Analysen, verbale Argumente finden keine Akzeptanz (vgl. Ross 2012: 243). Theoretischer Kern des Bereichs Mikroökonomie ist die neoklassische Konsumtheorie, spieltheoretische Industrieökonomie, Auktionstheorie, Spieltheorie und die Mikrotheorie der Märkte. Im makroökonomischen Bereich basieren die Curricula insbesondere auf der Arbeit der Wirtschaftswissenschaftler_in-

nen John Maynard Keynes und John R. Hicks, sind allerdings deutlich weniger theoretisch festgelegt als die Mikroökonomie. Die Finanzmärkte bilden einen eigenen Fachbereich mit eigenen Modellen und Analysewerkzeuge, ebenso Fachbereiche wie Wirtschaftsrecht. Ein weiterer Fachbereich ist die Ökonometrie, die die quantitativen Methoden lehrt (vgl. ebd.: 242). Problematische normative Vorannahmen und verzerrende Methoden sind also ein globales Problem, da sprichwörtlich alle Wirtschaftswissenschaftler_innen eine sehr ähnliche Ausbildung durchlaufen haben und daher bestimmte normative Ideen und Vorstellungen teilen.

Ross identifiziert vier normative Annahmen, die den Wirtschaftswissenschaften von Kritikern häufig unterstellt werden:

- (i) das Ziel, zu zeigen, wie Marktmechanismen innerhalb einer marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft besser arbeiten können,
- (ii) das Begünstigen marktwirtschaftlichen Verhaltens und marktwirtschaftlicher Institutionen durch die Verbreitung der Auffassung, dass marktwirtschaftlich organisierte Gesellschaften effizienter seien als anders organisierte Gesellschaften,
- (iii) das Begünstigen des Bildes, dass die Anwendung marktwirtschaftlicher Paradigmen (Liberalisierung, Deregulierung) in anderen gesellschaftlichen Bereichen als dem Markt Demokratie und Freiheit fördert,

(iv) die Unterstützung der Dominanz marktwirtschaftlicher Institutionen (Welthandelsorganisation, Internationaler Währungsfonds, Weltbank) durch die Verbreitung der Auffassung, die Dominanz dieser Institutionen gründe sich auf objektive Wahrheiten und werde von wissenschaftlichen Theorien und Gesetzmäßigkeiten gestützt (vgl. ebd.: 248).

Ohne vertieft auf die Diskussion in Ross' Aufsatz eingehen zu wollen, zeigt sich doch ein klarer Trend. Es ist deutlich eine Nähe der Wirtschaftswissenschaften zu liberalen Demokratien erkennbar, da nur diese die Kombination aus Rechtssicherheit, Vertragssicherheit und wirtschaftlicher Freiheit bieten, die eine funktionierende Marktwirtschaft benötigt. Daher arbeiten die meisten Wirtschaftswissenschaftler_innen auch mit der Vorannahme, dass entsprechende soziale und kulturelle Grundlagen liberaler Demokratien und ihrer Institutionen wünschenswert sind. Die Mainstream-Wirtschaftswissenschaften scheinen also durchaus eine bestimmte Form der Gesellschaftsorganisation zu bevorzugen, was unter anderem daran liegt, dass Theorien und Methoden darauf ausgelegt sind, für eben diese Marktwirtschaften zu funktionieren. Auch an dieser Stelle zeigt sich also, wie zuvor bereits dargelegt, ein Zusammenhang zwischen den politischen Umständen und wirtschaftswissenschaftlicher Theoriebildung und Methodenwahl. Die Wirtschaftswissen-

schaften sind eingebunden und stehen nicht als neutrale Beobachter am Rand des Geschehens.

Als ein Beispiel dafür, wie problematische Vorannahmen von Theorien diskutiert werden können, soll hier die Kritik an der Theorie der rationalen Wahl (*Rational Choice Theory*) aus der feministischen Ökonomiekritik dienen. Die feministische Ökonomiekritik betont die Rolle von Werten im wissenschaftlichen Prozess (vgl. Rolin 2012: 199). Diese Werte beeinflussen Hypothesengenerierung, Theorien und Methoden. Ziel ist, problematische Vorannahmen und Verzerrungen, insbesondere androzentrische, in Methoden und Theorien aufzudecken und Alternativen anzubieten. Die Theorie der rationalen Wahl gilt innerhalb der feministischen Ökonomiekritik als ein Beispiel für eine Theorie mit androzentrischen Verzerrungen (vgl. ebd.: 203). Paula England argumentiert, die Theorie sei unrettbar androzentrisch voreingenommen und deswegen ungeeignet für eine nicht-diskriminierende Wissenschaft. England identifiziert vier Annahmen, die der *Rational Choice Theory* notwendigerweise zukommen:

- (i) Interpersoneller Nutzenvergleich ist nicht möglich.
- (ii) Individuelle Präferenzen verändern sich nicht und stehen außerhalb des Modells.
- (iii) Die Agenten handeln egoistisch, der individuelle Nutzen ist unabhängig vom Nutzen anderer (*Homo oeco-*

„Die Mainstream-Wirtschaftswissenschaften scheinen also durchaus eine bestimmte Form der Gesellschaftsorganisation zu bevorzugen, was unter anderem daran liegt, dass Theorien und Methoden darauf ausgelegt sind, für eben diese Marktwirtschaften zu funktionieren.“

nomicus).

(iv) Diese drei Annahmen gelten nicht innerhalb von Familien (vgl. ebd.: 203f.).

Englands Argument ist, dass diese Annahmen das atomistisch-trennende Verhalten auf Märkten einerseits und Empathie und Altruismus andererseits extrem überbetonen (vgl. ebd.: 204). Die Theorie vertrete ein klassisches Familienbild, da egoistisches Handeln nach der *Rational Choice Theory* in Familien nicht vorkomme. Auch die Machtverhältnisse von Männern und Frauen auf Markt und in Familien blieben unsichtbar. Problematisch an Englands Argument ist nach Kristina Rolin, dass nicht alle Formen der Theorie diese Vorannahmen haben (vgl. ebd.: 205). Einige Autor_innen argumentieren, man solle die Theorie lediglich für feministische Bedürfnisse anpassen, damit sie den Stellenwert von Frauen besser einfangen kann (vgl. ebd.: 204). Andere Kritiker_innen plädieren dafür, das Problem durch explizite Nennung der Theorie oder Methode abzumildern. Wissenschaftler_innen sollten nicht mehr von *der ökonomischen Theo-*

rie sprechen, sondern vom *handlungstheoretischen Ansatz*. So soll mehr Offenheit bezüglich eingeflossener Vorannahmen herrschen (vgl. ebd.).

Wissenschaftsphilosophische Interventionen: Unterdeterminiertheit, Theoriewahl, Werte und wissenschaftliche Praxis

Es existieren also nicht-epistemische Einflüsse auf die Wirtschaftswissenschaften, seien es nun direkter politischer Einfluss oder implizite Vorannahmen in den wissenschaftlichen Theorien und Modellen. Aber ist es nicht möglich, ganz im Sinne Webers, zumindest Werteinflüsse auf den wissenschaftlichen Prozess selbst zu minimieren? Forschung wäre demnach durchaus durch normative Fragestellungen motiviert, der Forschungsprozess selbst allerdings wertfrei. Gegen diese Ansicht gibt es eine Reihe von wissenschaftsphilosophischen Einsprüchen, von denen vier hier in Kürze dargestellt werden sollen.

Erstens: Die Idee der Sozialwissenschaft mit naturwissenschaftlichen Methoden. Sozialwissenschaftliche Forschung wird,

wie bereits angesprochen, direkt von sozialen Problemen und Fragestellungen beeinflusst. So fließen automatisch bestimmte Werte und Vorannahmen in die Forschung mit ein. Das unterscheidet die Sozialwissenschaften von den Naturwissenschaften: die Unmöglichkeit einer starken Wertfreiheit, also der Unabhängigkeit wissenschaftlicher Theorien und Hypothesen von nicht-epistemischen Werten. Auch wenn es innerhalb der Wissenschaftstheorie

keinen Konsens über den wissenschaftlichen Status der Sozialwissenschaften gibt, gilt es als sicher, dass durch die Natur des Forschungsgegenstands *Gesellschaft* die Sozialwissenschaften

anders funktionieren als Naturwissenschaften. Da die Wirtschaftswissenschaften sich mit sozialen Phänomenen befassen, funktionieren sie wie Sozialwissenschaften – nicht wie Naturwissenschaften. *Gute Wissenschaft* basiert in den Sozialwissenschaften auf dem richtigen Zusammenspiel von epistemischen und nicht-epistemischen Werten. Ohne eine Form von evaluativer Vorstellung von einem Gegenstand ist keine Sozialwissenschaft möglich (vgl. Risjord 2014: 30). Ein_e Sozialwissenschaftler_in hat eine gewisse bewertende Vorstellung von Inflation, sozialer Ungleichheit, Rassismus und anderen sozialen Phänomenen.

Ein_e Naturwissenschaftler_in hat diese bewertende Vorstellung nicht.

Zweitens: das wissenschaftstheoretische Problem der Unterdeterminierung empirischer Theorien durch die Evidenz. Der bekannteste Vertreter dieser Thesen ist die *Duhem-Quine-These*. Diese nimmt eine Unterbestimmtheit von wissenschaftlichen Theorien durch die empirischen Daten an. Das bedeutet, dass die empirischen Daten nicht ausreichen,

um eine bestimmte Theorie zweifelsfrei zu bestätigen. Die empirischen Daten können also mehrere Theorien zugleich empirisch bestätigen (vgl. Stanford 2013). Es wird zwischen holistischer und kontrastiver Unter-

terdeterminierung unterschieden. Holistische Unterdeterminierung bedeutet, dass widersprüchliche empirische Ergebnisse eine Hypothese nicht eindeutig widerlegen können, da diese Hypothese mit einer Reihe anderer Hypothesen zusammenhängt (vgl. Büter 2012: 159f.). Auf die Wirtschaftswissenschaften bezogen bedeutet das etwa, dass, wenn ein Modell genutzt wird, dieses mit verschiedenen anderen Hypothesen zusammenhängt, etwa dem Konzept des rationalen Agenten. Willard Van Orman Quine verwendet das Beispiel, dass so gut wie alle wissenschaftlichen Theorien die gemeinsamen Hypothesen von Logik und

„Das unterscheidet die Sozialwissenschaften von den Naturwissenschaften: die Unmöglichkeit einer starken Wertfreiheit [...].“

Mathematik benutzen. Das bedeutet, dass durch Zurückweisung einer Hypothese umfangreiche Änderungen an dem Theorienetz nötig werden könnten. Werteinflüsse können so entstehen, da entschieden werden muss, wie und ob diese Anpassung geschieht sowie welche Hypothesen es wert sind beibehalten oder verworfen zu werden. Kontrastive Unterdeterminierung heißt im Gegensatz dazu, dass Hypothesen auch durch positive empirische Ergebnisse nicht eindeutig zu akzeptieren sind, da es immer die Möglichkeit von ebenfalls empirisch adäquaten Theorien gibt (vgl. ebd.: 161). Aus diesen verschiedenen Formen der Unterdeterminiertheit entsteht das Problem der Theoriewahl: Hypothesen sind nicht vollständig durch die empirischen Daten determiniert, daher ist die Wahl der Theorie abhängig von Werten und Hintergrundannahmen. Ähnlich findet sich das auch bei Thomas S. Kuhn, bei dem das Problem der Theoriewahl allerdings in erster Linie aus der Rivalität inkompatibler Theorien entsteht (*Kuhn-Unterdeterminiertheit*).

Drittens: der Einfluss und die Bestimmung von Werten in der Wissenschaft. Die Wissenschaftstheorie unterscheidet epistemische und nicht-epistemische Werte. Epistemische Werte bestimmen den Erkenntnisanspruch der Wissenschaft oder die Natur wissenschaftlichen Wissens. Dazu gehören beispielsweise die klassischen kuhnschen Werte – Tatsachenkonformität, Widerspruchsfreiheit,

Reichweite, Einfachheit und Fruchtbarkeit (vgl. Kuhn 1978: 423). Werte werden dabei zur Beurteilung von wissenschaftlichem Wissen herangezogen und prägen dieses entscheidend mit. Nicht-epistemische Werte sind zum Beispiel ethische und soziale Werte. Ethische Werte dienen dem Schutz von Individuen, zum Beispiel dem Schutz von Menschenrechten. Experimente dürfen keine Menschen gefährden, es geht also um die Legitimität der wissenschaftlichen Methoden. Soziale Werte bringen Urteile über gesellschaftliche Gruppen zum Ausdruck (vgl. Carrier: 167). In den sozialen Werten finden sich gesellschaftliche Meinungen und Einstellungen wieder, also die impliziten Werthaltungen des Wissenschaftlers. Werteinflüsse auf die Wissenschaft haben in der Wissenschaftstheorie keine kontroverse Position mehr. Werte sind nicht schädlich, sondern teilweise konstitutiv für wissenschaftliches Wissen. Das Ziel ist, herauszufinden, welche Werte der Wissenschaft nutzen und welche nicht.

Viertens: der Faktor wissenschaftlicher Praxis. Wissenschaftliches Arbeiten wird während der Ausbildung zur/zum Wissenschaftler_in nicht nur explizit gelehrt, sondern auch durch implizite Handgriffe vermittelt. Ein treffender Vergleich ist das Erlernen der benötigten Handgriffe in einem Labor. Kuhn beschreibt diesen Vorgang in *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* als den Prozess des Lernens durch *Fingerübungen* oder praktische

Arbeit, der während der gesamten Periode der Einführung in den akademischen Beruf anhalte (vgl. Kuhn 1967: 61). Die so gelernten Handgriffe bilden den anerkannten Kanon der Normalwissenschaft, also der zurzeit anerkannten wissenschaftlichen Theorien, Erklärungen und Methoden. Der Wissenschaftssoziologe Harry Collins, ein Vertreter der *Sociology of Scientific Knowledge*, kommt in *Changing Order. Replication and Induction in Scientific Practice* ebenfalls zu dem Schluss, dass die während der Ausbildung erlernten wissenschaftlichen Handgriffe einen großen Einfluss auf die Arbeitsweise von Wissenschaft haben. Die Ansicht von Wirtschaftswissenschaftler_innen, wertfreie und objektive Wissenschaft frei von äußeren Einflüssen betreiben zu können, kann so direkt auf die Lehre an den Hochschulen und die Autorität dominanter Wortführer zurückgeführt werden. Hier zeigt sich, dass der Kanon der wissenschaftlichen Handgriffe die wissenschaftliche Praxis fortwährend beeinflusst. Am bereits genannten Beispiel des Ökonomielehrbuchs von Mankiw/Taylor und der Tatsache, dass die Curricula der Wirtschaftswissenschaften global sehr ähnlich sind, ist erkennbar, wie stark die Wirtschaftswissenschaften von einem impliziten Wertfreiheitsparadigma beeinflusst werden.

Helen Longinos *Social Value Management*

Eine Möglichkeit, mit dem Problem

wertgeladener Forschung und Underdeterminiertheit umzugehen, ist Helen Longinos Ansatz des *Social Value Management* (SVM). Dieser ist empfehlenswert, da er Wissenschaft als einen durch soziale Interaktion gekennzeichneten Prozess versteht. Das soziale Element der Wissenschaft ist so kein schädlicher äußerer Einfluss mehr, sondern eine wichtige epistemische Ressource. Der Diskurs wird auf diese Weise zu einem Garanten für gute Wissenschaft. Demnach ist der soziale Rahmen der Wissenschaft wichtig für die normative Bedeutung wissenschaftstheoretischer Kernbegriffe wie etwa Objektivität oder Wissen. Werteeinflüsse sind für Longino durchaus legitim. Diese gelten nicht nur für den Erkenntnisprozess, sondern beziehen sich auch auf Inhalte und Evaluationskriterien. Neben der Phase der Hypothesengenerierung können also auch Ablauf und Ergebnisse der Wissenschaft auf Werteeinflüsse geprüft werden. Longino weist somit die Idee einer idealen wertfreien Wissenschaft zurück. Dabei behauptet sie jedoch nicht, dass jede Wissenschaft notwendigerweise wertbeladen sei; sie sei nur nicht in der Lage, wertfreie wissenschaftliche Verfahren zu garantieren (vgl. Büter 2012: 77–80).

Longinos Lösung für dieses Problem ist eine neue Definition des Begriffes *Objektivität*. Objektivität solle in der Wissenschaft als prozessual verstanden werden, durch einen Prozess gegenseitiger Kritik innerhalb der wissenschaftlichen

Gemeinschaft. Die soziale Ebene werde so statt der individuellen zum Garanten wissenschaftlicher Objektivität (vgl. ebd.: 80).

Gegenseitige Kritik soll implizite Werthaltungen und individuelle Präferenzen von Wissenschaftler_innen aufdecken. Dazu benötigt es jedoch wissenschaftliche Institutionen, die diese Prozesse gewährleisten können. Erstens braucht es Verfahren und Kanäle der Kritik, dazu zählen etwa *peer-review*-Prozesse in wissenschaftlichen Zeitschriften, Diskussionsmöglichkeiten auf Konferenzen etc. Großen Wert legt Longino ebenfalls auf die Würdigung kritischer Arbeiten, statt einer einseitigen Ausrichtung auf eine wissenschaftliche Orthodoxie (vgl. ebd.: 81). Auf diese Weise könnte die erhebliche Mainstreamanfälligkeit der Wirtschaftswissenschaften eingedämmt werden. Ebenso müsse die Wissenschaftscommunity sich dann mit dieser Kritik auseinandersetzen. Dies sei nur möglich, wenn gemeinsame Evaluationskriterien innerhalb der Wissenschaftsgemeinschaft existieren. Als vierte Voraussetzung müsse die epistemische Autorität unter den entsprechend qualifizierten Teilnehmern gleichberechtigt verteilt werden. Longino argumentiert, je größer die Diversität dieser Gruppen ist, desto leichter können Werthaltungen und Verzerrungen entdeckt werden (vgl. ebd.: 81f.). Longinos SVM könnte eine wirkungsvolle Möglichkeit sein, die Werteinflüsse und Vorannahmen

der Wirtschaftswissenschaften einer diskursiven Prüfung zu unterziehen. Einen vergleichbaren Ansatz bietet Philip Kitcher, der mit seinem Konzept der *Well Ordered Science* den Standpunkt vertritt, dass Wissenschaft eine soziale Unternehmung sei und dass wissenschaftlicher Fortschritt durch klug eingerichtete Institutionen gefördert werden könne (vgl. Kitcher 2011). Im Zuge dessen könnte eine Analyse, inwiefern Machtfelder, im Sinne Pierre Bourdieus, Einfluss auf die Wissenschaft haben, vielversprechend sein. Dies würde zum Beispiel die Ausstattung und Besetzung von Lehrstühlen oder Veröffentlichungen in Fachzeitschriften beinhalten.

Wissenschaftlicher Pluralismus als Kriterium für Objektivität und guter Wissenschaft

Dieser Aufsatz hat den Anspruch der Wirtschaftswissenschaften, objektives und wertfreies Wissen zu liefern, einer kritischen Prüfung unterzogen. Wirtschaftswissenschaftliche Methoden und Theorien sind demnach starken äußeren nicht-kognitiven Einflüssen unterworfen. Ein großes Problem der Wirtschaftswissenschaften stellt dabei ihr Selbstverständnis als wertfreie *Sozialwissenschaft mit naturwissenschaftlichen Methoden* dar. Die weitgehende Orthodoxie der Wirtschaftswissenschaften verhindert eine innerwissenschaftliche Prüfung und Korrektur von Theorien und Methoden. Mathematisierung und strikte wissen-

„Mathematisierung und strikte wissenschaftliche Methoden sorgen eben nicht für eine wertfreie und objektive Wissenschaft, sondern verdecken nur die Vielzahl an nicht-epistemischen Einflüssen auf den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess.“

schaftliche Methoden sorgen eben nicht für eine wertfreie und objektive Wissenschaft, sondern verdecken nur die Vielzahl an nicht-epistemischen Einflüssen auf den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess. Dies spricht deutlich gegen die Idee, quantitative Methoden und mathematische Modelle hätten eine höhere wissenschaftliche Qualität.

Der Anspruch, wertfreies und objektives Wissen zu liefern, wurde zurückgewiesen. Wertfreiheit ist aus wissenschaftsphilosophischer Perspektive im Fall der Wirtschaftswissenschaften nicht gegeben. Die Wirtschaftswissenschaften sind durch ihre durch Vorannahmen verzerrten Theorien und Methoden sowie durch die Abhängigkeit von der politischen Bühne nicht wertfrei und objektiv. Es besteht sogar die Möglichkeit, dass durch die interne Selbstbeschreibung der Wirtschaftswissenschaften als objektive und wertfreie Wissenschaft eben diese unhinterfragte Objektivität und Wertfreiheit eine problematische Vorannahme ist, die im wissenschaftlichen Diskurs geprüft werden muss. Da nicht-epistemische soziale Werte auf den wissen-

schaftlichen Erkenntnisprozess Einfluss nehmen, sollten diese äußeren Einflüsse nicht ignoriert werden. Jene Ansätze, die soziale Einbettung von Wirtschaft nicht marginalisieren, sind womöglich besser zur Analyse und Beschreibung von Wirtschaft und Gesellschaft geeignet. Beispiele dafür sind etwa die Politische Ökonomie oder die Neue Institutionenökonomik.

Die Wirtschaftswissenschaften sollten daher ebenso wie andere Sozialwissenschaften die gleiche Sorgfalt bei der Offenlegung ihrer Vorannahmen und Werte bei der Theoriwahl walten lassen. Diese wissenschaftliche Aufrichtigkeit würde eventuell sogar zu einem neuen öffentlichen Vertrauen in die Disziplin führen, da nicht mehr die bisherigen Theorien und Methoden als objektiv dargestellt würden, sondern hinterfragt werden müssten. Daher ist eine Öffnung hin zu Pluralismus und Heterodoxie, wie sie in anderen Sozialwissenschaften üblich ist, nötig. Nur so können problematische Vorannahmen und Verzerrungen von wissenschaftlicher Forschung aufgedeckt und im wissenschaftlichen Diskurs pro-

blematisiert werden. Die Soziologie ist, was das anbelangt, deutlich fortgeschrittener und aus wissenschaftsphilosophischer Perspektive näher an dem was *gute Wissenschaft* ausmacht.

Diese Einschätzung ist auch für weitere sozialwissenschaftliche Disziplinen von Belang. Theorien und Methoden der Wirtschaftswissenschaften werden immer häufiger auch in Soziologie und Politikwissenschaft verwendet. Eine als besonders objektiv wahrgenommene Methode führt eben nicht dazu, dass besonders herausragende Wissenschaft betrieben wird. Auch die erheblich mathematisierten Theorien und Modelle der Wirtschaftswissenschaften bieten Einfallstore für unerwünschte Werteströme und Verzerrungen. Ein lebendiger wissenschaftlicher Diskurs und Pluralismus trägt mehr zu *guter Wissenschaft* bei, als ein neuer Mainstream unter der Prämisse strikter Mathematisierung.

ZUM AUTOR

Sebastian Gießler, 28, studiert Wissenschaftsphilosophie (Master) an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover sowie Soziologie (Master) an der Georg-August-Universität Göttingen. Zu seinen wissenschaftlichen Interessenschwerpunkten zählen: allgemeine Wissenschaftsphilosophie, Philosophie der Sozialwissenschaften, Theorienwandel in der Soziologie, allgemeine und theoretische Soziologie und Wissenschaftssoziologie.

LITERATUR

Bastow, Simon/Dunleavy, Patrick/Tinkler, Jane (2014): *Impact of the Social Sciences*. Los Angeles: Sage.

Büter, Anke. (2012): *Das Wertfreiheitsideal in der Sozialen Erkenntnistheorie: Objektivität, Pluralismus und das Beispiel Frauengesundheitsforschung*. Frankfurt: Editiones Scholasticae.

Carrier, Martin (2011): *Wissenschaftstheorie zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Cohen, Philip (2015): *Sociology unfound: Contextualizing the dominance of economist mentions in the New York Times*. In: *Impact of social sciences*. Online verfügbar unter: <http://blogs.lse.ac.uk/impactofsocialsciences/2015/02/06/sociology-unfound/> (05.03.2015).

Collins, Harry M. (1985): *Changing order: replication and induction in scientific practice*. London: Sage.

Friedman, Milton (1953): *The Methodology of Positive Economics*. In: Friedman, Milton (Hrsg.): *Essays in Positive Economics*. Chicago: University of Chicago Press, S. 3–43.

Harding, Sandra (1992): *After the Neutrality Ideal: Science, Politics, and "Strong Objectivity"*. In: *Social Research* Jg. 59/3, S. 567–587.

Hartmann, Michael/Hippler, Horst (2015): *Drittmittel: Werden die Hochschulen zu Sklaven der Wirtschaft?* In: *Die Zeit*, 12.03.2015, Nr.11/2015.

Hausman, Daniel M. (1992): *Why Look Under the Hood?* In: Hausman, Daniel M. (Hrsg.): *Essays in Philosophy and Economic Methodology*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 70–73.

Hausman, Daniel M./McPherson Michael S. (1998): *Economic analysis and moral philosophy*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Kitcher, Philip (2011): *Science in a democratic society*. Amherst, NY: Prometheus Books.

Kitcher, Philip (2001): *Science, truth, and democracy*. Oxford studies in philosophy of science. Oxford: Oxford University Press.

Kuhn, Thomas S. (1976 [1967]): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kuhn, Thomas S. (1978): *Die Entstehung des Neuen: Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Leuschner, Anna (2012): Die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft. Eine wissenschafts- und erkenntnistheoretische Analyse am Beispiel der Klimaforschung. Bielefeld: transcript.

Longino, Helen E. (1990): Science as social knowledge: values and objectivity in scientific inquiry. Princeton, N.J.: Princeton University Press.

Lüpke-Narberhaus, Frauke/ Trenkamp, Oliver (2011): Deutsche-Bank-Deal mit Berliner Unis: Kauf Dir einen Prof. In: Spiegel Online. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/deutsche-bank-deal-mit-berliner-unis-kauf-dir-einen-prof-a-765337.html> (05.03.2015).

Mankiw, Nicholas Gregory/Taylor, Mark P. (2012): Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.

Mongin, Philippe (2006): Value Judgments and Value Neutrality in Economics. In: *Economica* Jg. 73/270, S. 257–286.

Montuschi, Eleonora (2014): Scientific Objectivity. In: Cartwright, Nancy/Montuschi, Eleonora (Hrsg.): *Philosophy of Social Science: A New Introduction*. Oxford: Oxford University Press, S.123–143.

Risjord, Mark (2014): *Philosophy of Social Science: A Contemporary Introduction*. New York: Routledge.

Rolin, Kristina (2012): Feminist Philosophy of Economics. In: Mäki, Uskali/Gabbay, Dov M./Thagard, Paul/Woods, John (Hrsg.): *Philosophy of Economics*. Amsterdam: North Holland, S. 199–217.

Ross, Don (2012): Economic Theory, anti-Economics, and Political Ideology. In: Mäki, Uskali (Hrsg.): *Philosophy of Economics. Handbook of the Philosophy of Science*. Amsterdam: North-Holland, S. 241–285.

Schipper, Lena (2013): Politikwissenschaft Marx im Regen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 05./06.08.2013, Nr. 231. Online verfügbar unter: <http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/campus/politikwissenschaft-marx-im-regen-12602570.html> (08.01.2014).

Stanford, Kyle (2013): Underdetermination of Scientific Theory. In: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2013 Edition). Online verfügbar unter: <http://plato.stanford.edu/archives/win2013/entries/scientific-underdetermination/> (05.03.2015).

gesis

Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Die Gesellschaft beschreiben oder verändern?

Egal aus welcher Motivation Sie forschen,
wir unterstützen Sie durch
Umfragedaten, Fachliteratur und Informationen.

www.gesis.org

Mit und von dem Kanon lernen

Zur Unterrepräsentation von Wissenschaftlerinnen im angestrebten Lehrkanon der Soziologie

von Paul Buckermann

Dieser Text knüpft an die jüngsten Beiträge in der Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zu einem potenziellen soziologischen Lehrkanon in Deutschland an. Die bisherigen Ergebnisse werden bezüglich der Präsentation und Repräsentation von Soziologinnen neu gelesen. Im Zuge einer Problematisierung von Semantiken des Kanonischen wird auf die implizite Unterrepräsentation historischer und zeitgenössischer Soziologinnen in Lehre, Forschung und Publikationsbetrieb hingewiesen. Der soziologische Betrieb als privilegierter Rahmen der Wissensproduktion, organisierte Disziplin und Teil dieser Gesellschaft wird damit unter Einbezug von Ergebnissen der Geschlechterforschung selbst Gegenstand soziologischer Analysen und Interventionen. Der Beitrag versteht sich als konstruktiver Einwurf in ein noch frühes Stadium der Debatte und plädiert für eine offene, reflektierte und diskriminierungssensible Weiterführung innerhalb der Disziplin.

81

abstract

Auftakt: Kanon und Konflikt

Die Frage nach der Relevanz einzelner soziologischer Texte und Ansätze stellt sich Studierenden, Dozent_innen oder Forschenden ständig. Welchen Text sollte ich in einer Hausarbeit zitieren und welchen nicht? Womit soll ich beginnen, wenn ich die Geschichte der Soziologie studieren will? Welche Ergebnisse haben genug disziplinären Impact, um weiter diskutiert zu werden? An welche soziologischen Traditionen sollen wir in

unserem Forschungsantrag Anschluss suchen? Welche Denker_innen finden Platz in der Grundlagenvorlesung, wer ‚rutscht‘ in vertiefende Seminare und was wird curricular überhaupt nicht berücksichtigt? All diese scheinbar profanen Fragen des soziologischen Betriebs berühren Momente des Kanonischen. Anstatt nun diese pragmatischen Probleme lösen zu wollen, widme ich mich anhand einer neueren Debatte der Frage, in welchem Verhältnis kanonische For-

mate, gesellschaftliche Marginalisierung und die jeweils historische Verfasstheit der Disziplin stehen.

In einer Sammelbesprechung von Fachlexika und Lehrbüchern zu soziologischen Grundlagen bezeichnet Andreas Reckwitz einen Kanon als eine „intellektuelle Konfliktzone“, um die herum sich einerseits die „häretische Kritik an seiner Selektivität, seiner Verhinderung des Neuen, seiner Orthodoxie“ und andererseits die „Beschwörung einer gemeinsamen, vorgeblich nicht anzweifelbaren ‚Tradition‘“ (2002: 247) ansammelt. Die in der Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) von Jürgen Gerhards (2014a) jüngst angestoßenen und von Alexander Lenger et al. (2014) ergänzten Erhebungen zu einem soziologischen Lehrkanon an deutschen Universitäten sowie Nicole Holzhausers methodenkritischen Beitrag (2015) will ich um einen konstruktiven Einwurf in genau diesem Spannungsfeld ergänzen. Ziel ist die Thematisierung des von Gerhards nicht benannten und von Lenger et al. nur knapp erwähnten Geschlechterverhältnisses in den von Professor_innen (Gerhards 2014a) und Studierenden (Lenger et al. 2014) präferierten Autor_innen. Aufgrund der veröffentlichten Ergebnisse plädiere ich wie einige Autor_innen vor mir erneut für eine konstruktive Reflexion, um die Debatte um einen soziologischen Kanon für mittelbare und implizite Ausschlussme-

chanismen zu sensibilisieren sowie um eine Reproduktion von tradierten und gesellschaftsweiten Differenzstrukturen und deren Folgen zu vermeiden (vgl. u.a. Spraque 1997; Connell 1997; Honegger/Wobbe 1998a). Die Soziologie bietet hierzu bereits Theorien und Methoden, um solche Tiefenstrukturen der Gesellschaft zu identifizieren, zu entschlüsseln und zu kritisieren. Als organisierte Disziplin, privilegierter Rahmen der Wissensproduktion und Teil dieser Gesellschaft wird der soziologische Betrieb damit selbst Gegenstand soziologischer Untersuchungen und Interventionen. In diesen steckt das Potenzial, die disziplinären Praxen vor den eigenen Forschungsergebnissen zu reflektieren.

Ähnlich wie Reckwitz schreibt Dirk Kasler in der Rezension zu dem Essayband *Frauen in der Soziologie* (Honegger/Wobbe 1998b):

Seit Jahrzehnten fordert die faktische Dominanz westlicher, judäo-christlich geprägter, männlich definierter, von Menschen weißer Hautfarbe beherrscher und aus der Gedankenwelt des letzten Jahrhunderts stammender Vorgaben bei der bisherigen Identitätskonstruktion der Soziologie systematischen Widerspruch heraus. (Kasler 1998)

Kritische Anmerkungen haben also Tradition. Die jüngste Diskussion zeigt aber, dass eine Reflexion darüber nicht an Notwendigkeit verloren hat. Mein Bei-

„Als organisierte Disziplin, privilegierter Rahmen der Wissensproduktion und Teil dieser Gesellschaft wird der soziologische Betrieb damit selbst Gegenstand soziologischer Untersuchungen und Interventionen.“

trag kann dabei nur einen Teil darstellen und die Diskussion sollte anhand beispielsweise klassistischer, rassistischer oder (post-)kolonialer Differenzkategorien reflektiert werden. Auch an die neuen Überlegungen um die soziologische Grundlagenausbildung sollte die Frage der Kunsthistorikerin Griselda Pollock gerichtet werden, „WHAT IS THE CANON – STRUCTURALLY?“ (1999: 9, Schreibw. i. Orig.). Im weiteren Verlauf fasse ich die publizierten Ergebnisse zu einem soziologischen Lehrkanon zusammen und ziehe aus ihnen eigene Schlüsse. Anschließend wird die generellere Idee eines Kanons skizzenhaft problematisiert. Vor diesem Hintergrund liefern abschließend kurze empirische Einsichten zum Geschlechterverhältnis von Soziologieprofessor_innen und der jüngeren Literaturgrundlage zu ‚Klassikern der Soziologie‘ Hinweise auf einen (mindestens!) geschlechterbezogenen Bias, der in der weiteren Diskussion offen reflektiert werden sollte.

Bisherige Ergebnisse der Debatte um einen soziologischen Lehrkanon

Vor dem Hintergrund einer steten Ausdifferenzierung der Soziologie sowie dem quantitativen, qualitativen und technologischen Wandel von Publikationstätigkeiten beschäftigt Gerhards die Frage, ob „es einen Bestand an Autoren und Texten der Soziologie [gibt], der jenseits aller Spezialisierungen als verbindlicher Kanon gelten kann“ (2014a: 314). Hierzu bat er 32 Kolleg_innen, ihm ihre ‚Top Ten der Soziologie‘ für ein geplantes Hochschulseminar zu nennen. Auf Basis von 23 Antworten der geschlechtlich nicht näher bestimmten Befragten (vgl. für ausführliche Methodenkritik Holzhauser 2015) nennt Gerhards folgende Ergebnisse für die universitäre Lehre im Fach Soziologie. Aufgrund einer hohen Anzahl von genannten Autor_innen und soziologischen Schulen stellt Gerhards fest, dass es kaum einen „Konsens im Hinblick auf einen Kanon von Texten, der als verbindlich erachtet werden kann“ (2014a: 317), gebe und die Soziologie daher nach dem Verständnis

von Thomas S. Kuhn keine ‚reife Wissenschaft‘ sei. Ohne einen „besonderen analytischen Anspruch“ (ebd.: 320) zu erheben, attestiert Gerhards der zeitgenössischen Soziologie in Deutschland einerseits einen „Vergangenheitsbezug“ (ebd.: 317) und aufgrund der Zahl nicht-deutschsprachiger Texte andererseits eine recht hohe internationale Ausrichtung (ebd.: 318). Abschließend befindet Gerhards, „dass es mit einer Paradigmatisierung der Soziologie und einer Akkumulation von Erkenntnissen nicht gut bestellt ist“ (ebd.: 320). Im Interesse der Studierenden und aufgrund der expandierenden und unkontrollierten Publikationspraxen „täte das Fach gut daran, [...] einen Kanon an wirklich lesenswerten Texten zu bestimmen“ (ebd.: 321). Um ‚das Fach‘ zu adressieren, schlägt Gerhards eine umfangreiche Umfrage unter Mitgliedern der DGS vor.

Die Ergebnisse einer solchen Umfrage würden hinsichtlich der Berücksichtigung nicht-männlicher, potenziell kanonischer Soziolog_innen interessante Hinweise bieten, denn eine Tendenz ist bereits zu erkennen. Gerhards widmet sich an keiner Stelle seines Textes Aspekten des Geschlechterverhältnisses. Die von ihm erhobene Top Ten (elf Texte und zehn Autoren) listet aber ausschließlich männliche Autoren. Auch in der erweiterten Liste wird dieses Bild bestätigt (vgl. Gerhards 2014b). 40 Autor_innen wurden von Gerhards Kolleg_innen mehr

als einmal genannt, wobei teilweise mehrere Werke eines Autors addiert wurden oder es sich um mehrere Autoren eines Textes handelt. Unter den 40 Autor_innen befinden sich drei Frauen, wovon keine mehr als zwei Nennungen erhielt: Theda Skocpols *States and Social Revolution* von 1979, Michèle Lamonts *Money, Morals, and Manners* von 1992 und Alice Sullivans Aufsatz *Cultural Capital and Educational Attainment* von 2001. Von ‚Gründermüttern‘ der Disziplin kann aufgrund der disziplingeschichtlich relativ späten Entstehungsjahre ebenso nicht ausgegangen werden. Der jüngste Text in der von Gerhards erfragten Top Ten ist von 1990 (vgl. Gerhards 2014a: 317).

Die an Gerhards orientierte Studie von Lenger et al. (2014) fragt nach den Lese- und Anwendungspräferenzen von Soziologiestudierenden in Deutschland. Die Ergebnisse der Befragung von 2.218 Studierenden bestätigen die Erkenntnisse zur schwachen Homogenisierung und der Tendenz zur präferierten Lektüre von ‚Klassikern‘. Studierende arbeiteten jedoch verstärkt an und mit deutschsprachigen Soziolog_innen. Obwohl zwischen den universitären Standorten Unterschiede bestünden, erkennen die Autoren klare Parallelen zwischen Studierenden und den von Gerhards befragten Professor_innen (vgl. ebd.: 456f.) Die Autoren erwähnen en passant jedoch noch eine weitere Parallele: „Gemeinsam ist beiden Listen zudem die eklatante

Ausblendung weiblicher Autor*innen, die in diesem Ausmaß bemerkenswert ist“ (ebd.: 457). Unter den 29 angeführten Soziolog_innen, deren Arbeiten die befragten Studierenden am häufigsten verwenden, ist mit Judith Butler auf Platz 21 nur eine Frau zu finden. Lediglich etwa die Hälfte der Befragten (49,1 %) kannten Butler überhaupt (vgl. ebd.: 453f.).

Abschließend bekräftigen die Autoren vor dem Hintergrund des universitären Wandels die Forderung nach einer breiten Befragung von Soziolog_innen in Deutschland und möchten die „Erarbeitung (unverbindlicher) Lehrinhaltsempfehlungen für das grundständige Soziologiebachelorstudium“ (ebd.: 460) geprüft wissen. Ziel einer weiterführenden Diskussion solle sein, „die Stellung der Soziologie als sozialwissenschaftliches Basisfach zu stabilisieren und weiter auszubauen“ (ebd.: 460). Wie empirische Grundlagen einer solchen Diskussion nicht produziert sein sollten, zeigt Holzhauser in ihrer Methodenkritik (2015) zur Debatte. In diesem Zuge merkt sie zwar die Nichtthematisierung der „nach wie vor existierende[n] Männerorientierung“ (ebd.: 52) bei Gerhards und Lenger et al. an, ihre Beschäftigung mit Gerhards Beitrag diene aber lediglich „exemplarisch zur Analyse zentraler methodischer Forderungen an empirische Untersuchung“ (ebd.: 36). Auch Holzhauser geht es weniger um eine dis-

ziplinäre Reflexion über problematische Mechanismen und Effekte des Kanonischen als vielmehr um eine methodisch nachvollziehbare Erhebung.

Reckwitz (2002) sieht die Notwendigkeit eines Kanons interessanterweise gerade im Charakter der Soziologie als multiparadigmatische und textorientierte Disziplin, warnt jedoch vor Schranken für Neues und/oder Abweichendes. Die angesprochene Tradition und Geschichte der Soziologie entzieht sich dabei hingegen einer objektiven Erfassung und nüchternen Beschreibung, weil „Tradition is [...] not merely what the past leaves us. It must always be understood as selective tradition“ (Pollock 1999: 10). Auch Kaesler deutet soziologische Traditionsarbeit in eben diese Richtung:

Der Gedanke, daß es keine ‚geborenen‘ Klassiker, sondern nur ‚gemachte‘ gibt, verweist darauf, daß es weniger das Verdienst früherer, sondern eher das Bedürfnis heutiger Soziologen ist, welches die ‚Klassizität‘ historischer Vordenker begründet. (Kaesler 1998)

Fragen an die jeweils aktuellen Entstehungs- und Verbreitungsbedingungen werden nun fokussiert.

Implizite Ausschlussmechanismen kanonischer Formate

Der jetzige Stand der Debatte um einen soziologischen Lehrkanon beinhaltet ein Privileg. Dass überhaupt die paradigmatische Frage nach seiner konsensualen

Bildung diskutiert werden soll, bedeutet, dass (noch) konstruktiv und frühzeitig auf strukturelle Bedingungen hingewiesen werden kann. Arbeiten zu anderen, gefestigteren Kanons können hierbei der frühzeitigen Identifikation von Fehlschlüssen dienen. Über einen hegemonialen Kanon der Kunstgeschichte schreibt Pollock etwa: „What is thus obscured is the active process of exclusion or neglect operated by the present-day makers of tradition“ (1999: 10).

Der Kanon sage nicht nur etwas über Produktionsbedingungen von Kunst aus, sondern liefere auch Hinweise über die sozialen Strukturen, Differenzkategorien und Machtverhältnisse, aus denen der Kanon generiert, gefestigt und mythologisiert werde.

Zwar analysiert Pollock die kulturelle Genese von und die gesellschaftlichen Konflikte um einen Kanon der Künste, ihre Annahmen lassen sich jedoch auch auf andere Bereiche der Gesellschaft erweitern, wenn sie beispielsweise grundlegend annimmt, dass „the canons of various cultural practices establish what is unquestionably great, as well as what must be studied as a model“ (ebd.: 3). Besonders der Einfluss auf die Aus- und Weiterbildung neuer Generationen (vgl.: Thomas/Kukulan 2004) schließt an die Diskussion um soziologische ‚Klassiker‘

an, wenn ein homogener Lehrkanon für die heterogene Landschaft der Bachelor- und Masterstudiengänge im Mittelpunkt steht.

Pollocks Kritik zielt auf die Selektivität und die Einschluss-/Ausschlussmechanismen eines Kanons, wovon sie eine gängige und eine weitergehende Konsequenz ableitet: (1) Der etablierte Kanon sollte um beispielsweise nicht-weiße,

nicht-westliche, nicht-männliche Positionen erweitert werden, auch wenn dies zu ständigen Gegenreaktionen aus dem ‚Inneren‘ des Kanons führe. Jene Reaktionen zur Sicherung von hegemonialen Positionen bedienen sich dabei einer Argumentation, die tief in die

„What is thus obscured is the active process of exclusion or neglect operated by the present-day makers of tradition.“
(Pollock 1999: 10)

Idee demokratischer Öffentlichkeiten eingelassen ist. So beschreibt Jürgen Habermas Genese und Wandel der bürgerlichen Öffentlichkeit als „die Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute“ (1990: 86), die sich über freien und allgemeinen Zugang konstituiert und Angelegenheiten von allgemeinem Interesse thematisiert. Nancy Fraser kritisiert Habermas einschlägige Konzeption der liberalen bürgerlichen Öffentlichkeit als ein „normatives Ideal“ (2001: 149), das jedoch nicht nur in seiner empirischen Nichtverwirklichung einer uto-

pischen Verheißung verhaftet geblieben sein muss. Das Modell „entsprach auch einer ideologischen Vorstellung, die die Aufgabe hatte, eine aufstrebende Form der Klassenherrschaft (und Rassenherrschaft) zu legitimieren“ (ebd.: 119). Der formal und rechtlich gesicherte, allgemeine Zugang sowie die egalitäre Situation im vernunftorientiert diskutierenden Publikum hält Fraser für das Fundament einer „Publizitätsnorm“ (ebd.: 122). Kategorien wie Class/Race/Gender sollen in der öffentlichen Sphäre – dem Ideal nach – als partikularistisch ‚ausgeklammert‘ werden. Nicht nur, dass diese Ausklammerung von sozialen Vorbedingungen als empirisch inexistent erklärt werden muss, Fraser weist sogar auf die negativen Folgen für subalterne gesellschaftliche Gruppen in jener Konzeption einer angeblich egalitären Sphäre hin (vgl. ebd.: 121–127). Aufgrund dieser Kritik befürwortet Fraser anstatt einer fiktiven Ausklammerung von sozialen Kontextbedingungen, „die Ungleichheiten zu entklammern, in dem man sie ausdrücklich thematisiert“ (ebd.: 124, Schreibw. i. Orig.; vgl. Sprague 1997: 100ff.; Connell 1997). Im Sinne einer solchen Entklammerung argumentiert mein Text zu einer innerdisziplinären Diskussion um einen soziologischen Lehrkanon.

Neben dem mühsamen Ringen führt das Einfordern von Plätzen im ‚Inneren‘ von Kanons laut Pollock außerdem zur Verfestigung von hierarchisierenden Diffe-

renzkategorien und Wissensstrukturen (2). Sie beschreibt deshalb als weitergehende Strategie, kanonische Formate aufzulösen und für die Relevanz aller kulturellen Produkte zu streiten (1999: 6). Diese Forderung nach einer Abschaffung des Kanons gestaltet sich meines Erachtens mindestens im derzeitigen universitären Lehrbetrieb mit formalisierter Leistungszertifizierung problematisch. Der Hinweis kann aber für einen reflektierten Umgang mit Semantiken des Kanonischen genutzt werden. Das absolute Ziel der Abschaffung solle allerdings nicht als Entschuldigung für einen Rückzug aus den institutionellen Konflikten um einen Kanon dienen. Pollock bezieht sich hier zwar immer noch auf einen kunsthistorischen Kanon, die konkreten beruflichen und existenziellen Folgen sind aber auch auf den sozialwissenschaftlichen Betrieb übertragbar:

We can not simply decamp [from the professionalised disciplinary modes of art history]. That would leave artists to the effects of art history’s canonising discourses, which, in real terms, may seriously damage chances of being able to work and live as an artist if you belong to a non-canonical social group. (Pollock 1999: 12)

Selbst wenn Geschlechterkategorien als Voraussetzung von Privilegierung und Diskriminierung erkannt werden, sollte (vorerst) nicht darauf verzichtet werden, auf Ungleichverteilungen aufmerksam

„Das absolute Ziel der Abschaffung solle allerdings nicht als Entschuldigung für einen Rückzug aus den institutionellen Konflikten um einen Kanon dienen.“

zu machen und Strategien gegen Unterrepräsentationen zu entwickeln. In dieser Ambivalenz bewegte sich bereits die von mir vorgenommene ‚Aufzählung‘ des Geschlechterverhältnisses in den bisherigen Umfrageergebnissen. Zur ‚Identifikation‘ ‚des‘ ‚Geschlechts‘ von Autor_innen nutzte ich Namen, Personalpronomen oder geschlechtsdefinierende Professionsbezeichnungen in den Autor_innenangaben.

Ausblick: Wie bildet sich ein Kanon – strukturell?

Der abschließende Punkt, der in ähnlicher Weise in der Pollock'schen Ambivalenz verortet bleibt, ist von einem Erhebungsaspekt von Lenger et al. in ihrer Befragung von Studierenden inspiriert. Um eine Vorauswahl an möglichen Kandidat_innen abzusichern, orientierten sich die Autoren an drei Überblicksbüchern zu soziologischen ‚Klassikern‘ (2014: 451; vgl. zu Lehrbüchern Barlösius 2004). Ein Blick in die Inhaltsverzeichnisse dieser Sammelbände von Kaesler (2005; 2006a; 2007) lässt das ungleiche Geschlechterverhältnis weniger ‚bemerkenswert‘, sondern beinahe als selbsterfüllende Prophezeiung erscheinen. Die

41 individuell besprochenen Soziologen sind ausschließlich männlich, lediglich für das Kapitel ‚Neue Historische Soziologie‘ (vgl. Kaesler 2005) findet sich mit Theda Skocpol im Inhaltsverzeichnis eine Soziologin. Doch nicht nur auf der inhaltlichen Ebene sind wenig Soziolog_innen vertreten: Unter 52 Autor_innenangaben der Sammelbände finden sich zwei Frauen. Um einen Kanon zu verstehen, müssen, wie schon erwähnt, auch seine zeitgenössischen Entstehungsbedingungen befragt werden.

Die Ergebnisse aus dieser Stichprobe bedürfen sicherlich einer genaueren Prüfung des Geschlechterverhältnisses in sozialwissenschaftlichen Publikationen. Was allerdings als Hinweis für die strukturellen Bedingungen für Publikationsinhalte und -tätigkeiten herangezogen werden kann, sind Angaben zur Sozialstruktur professioneller Soziolog_innen. Steffen Mau und Denis Huschka haben für Soziologieprofessuren im Jahr 2009 einen Frauenanteil von lediglich 25 % (mit steigender Tendenz) erheben können (2010: 755; vgl. weiter Möller 2013) und schließen daraus:

Wozu sich die Daten und Befunde in

jedem Fall eignen, ist eine Reflexion zu möglichen innerfachlichen und institutionellen Bedingungen akademischer Karrieren und der Möglichkeiten, diese zu beeinflussen. (Ebd.: 764) Auch diese Reflexion sollte einen konstruktiven und soziologisch informierten Aspekt in der Diskussion um einen Lehrkanon der Soziologie darstellen, historische Analysen der gesellschaftlichen Bedingungen früher Soziologinnen eingeschlossen (vgl. Honegger/Wobbe 1998a: 14). Darauf aufbauend sollte nach Claudia Honegger und Theresa Wobbe versucht werden, „die Mechanismen des Vergessens oder Abdrängens dieser Frauen aus dem akademischen Kanon zu erklären“ (ebd.).

Zur Einführung in die von ihm herausgegebenen Klassiker-Bände stellt Kaesler klar, „daß eine Klassikerauswahl wie die hier vorgelegte [gemeint sind Kaesler 2006a; 2007] das Gegenteil von repressiver Exklusivität darstellt. Allein durch die disziplinäre Absprache darüber, was wichtig und gut ist, was man lesen, wovon man sprechen sollte, kann innerwissenschaftliche Öffentlichkeit hergestellt werden“ (2006b: 13). ‚Öffentlichkeit‘ muss aber nicht, daran möchte ich mit meinem an Fraser orientierten Einwurf erinnern, an sich schon ein Gütekriterium für diskriminierungs- und marginalisierungsfreie Praxen sein. In einer wiederum älteren Quelle (Calhoun/Land 1989) lassen sich die Ergebnisse

aus einem Symposium zu einem anderen soziologischen Handbuch – Neil Smelters *Handbook of Sociology* – und praktische Anleitung für kanonisierende Praxen finden, die noch bei den aktuellen Überlegungen aufschlussreich sein können: Craig Calhoun und Kenneth Land formulieren in ihrer editorischen Einleitung, dass nicht eine oder wenige Personen für die anspruchsvolle Erarbeitung einer kanonischen Übersicht verantwortlich sein sollten (vgl. ebd.: 475). Die aus dem Symposium entstandenen „guidelines“ für damals zukünftige Handbücher schlagen vor, „editors of future handbooks would be well advised to form advisory editorial boards composed of members from diverse specialties of the discipline, schools of thought, and geographical regions. Not only would this help to reduce lacunae in the content of a handbook, but it also would provide a mechanism for identifying potential authors who might otherwise not be considered“ (ebd.: 477).

Da nach Kaesler die Klassikerauswahl ein fortlaufender und damit immer aktueller Prozess ist (2006b: 15), eröffnet sich eben auch in der jetzigen Debatte um einen soziologischen Lehrkanon wieder die Möglichkeit, diesen innerdisziplinären Diskurs auf differenzierte, transparente und diskriminierungssensible Weise zu führen (vgl. Barlösius 2004: 540). Anstatt nun aber ausschließlich eine umfangreiche und saubere Erhebung zu

konzipieren, könnten einerseits mehr Forschungsprojekte zu nicht-männlichen/nicht-weißen/nicht-bürgerlichen/nicht-westlichen Soziolog_innen in Geschichte und Gegenwart initiiert werden. Andererseits könnten sozialstrukturell und innerdisziplinär heterogene Zusammenhänge dauerhaft Empfehlungen für die soziologische Grundlagenausbildung erarbeiten, die weniger auf einen monolithischen Kanon als vielmehr auf eine differenzierte Übersicht der ‚multiparadigmatischen‘ Soziologie und ihrer pluralen, internationalen Forschungsgemeinde abzielen sollten. Mit einem Blick auf die eigene Verfasstheit würde die Soziologie darüber hinaus zeigen, inwieweit sich ihre theoretischen und methodischen Mittel anbieten, um invisibilisierte und mythologisierte Ausschlussmechanismen der Gesellschaft zu erkennen und in implizite Strukturen der Wissensproduktion zu intervenieren.

Für Kritik, wichtige Hinweise und Motivation danke ich Hannelore Bublitz, Anne Koppenburger, Sebastian Lemme, Julia Scheurer sowie der Redaktion und den anonymen Prüfer_innen des Soziologiemagazins.

ZUM AUTOR

Paul Buckermann, 29, hat Soziologie und Politikwissenschaft in Bielefeld studiert. Am Paderborner Graduiertenkolleg Automatismen – Kulturtechniken zur Reduzierung von Komplexität promoviert Buckermann an der Schnittstelle von Kunstsoziologie und Quantifizierungsforschung. Seine Forschungsinteressen liegen zwischen Kunst, Kunstbetrieb und Kommunikation.

LITERATUR

Barlösius, Eva (2004): „Klassiker im Goldrahmen“ – Ein Beitrag zur Soziologie der Klassiker. In: Leviathan, Jg. 32/4, S. 514–542.

Calhoun, Craig J./Land, Kenneth C. (1989): ‚Editors‘ Introduction. Symposium on Neil Smelser’s Handbook of Sociology, 1988. In: Contemporary Sociology, Jg. 18/4, S. 475–477.

Connell, Raewyn (1997): Why Is Classical Theory Classical? In: American Journal of Sociology, Jg. 102/6, S. 1511–1557.

Fraser, Nancy (2001): Neue Überlegungen zur Öffentlichkeit. Ein Beitrag zur Kritik der real existierenden Demokratie. In: Fraser, Nancy: Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 107–150.

Gerhards, Jürgen (2014a): Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben? In: Soziologie, Jg. 43/3, S. 313–321.

Gerhards, Jürgen (2014b): Anhang zu Gerhards 2014a. Online verfügbar unter: <http://www.polsoz.fu-berlin.de/soziologie/arbeitsbereiche/makrosoziologie/mitarbeiter/lehrstuhlinhaber/dateien/Anhang-Gerhards-Top-Ten-in-Soziologie-2014--43--Heft3.pdf?1401194623> (14.03.2015).

Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Holzhauser, Nicole** (2015): Warum die Flugzeuge nicht landen? Einige Bemerkungen zu „Top Ten Soziologie“. *Wissenschaft und Pseudowissenschaft*. In: *Soziologie*, Jg. 44/1, S. 33–55.
- Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa** (1998a): Einleitung. Frauen in der kognitiven und institutionellen Tradition der Soziologie. In: Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa (Hrsg.): *Frauen in der Soziologie*. Neun Porträts. München: C.H. Beck, S. 7–27.
- Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa** (1998b): Frauen in der Soziologie. Neun Porträts. München: C.H. Beck.
- Kaesler, Dirk** (1998): Den Herrenklub einreißen. Blinde Flecken in der Wissenschaft: Die großen Soziologinnen bauten nicht einfach ein Frauenhaus an das Gebäude ihrer Disziplin an. Besprechung von Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa (Hrsg.) 1998: *Frauen in der Soziologie*. Neun Portraits. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 15.06.1998, Nr. 135. Online verfügbar unter: http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezension-sachbuch-den-herrenklub-einreissen-11301550.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2 (14.03.2015).
- Kaesler, Dirk (Hrsg.)** (2005): *Aktuelle Theorien der Soziologie*. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: C.H. Beck.
- Kaesler, Dirk (Hrsg.)** (2006a): *Klassiker der Soziologie*. Band I: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München: C. H. Beck.
- Kaesler, Dirk** (2006b): Was sind und zu welchem Ende studiert man die Klassiker der Soziologie. In: Ders. (Hrsg.): *Klassiker der Soziologie*. Band I: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München: C. H. Beck, 11–38.
- Kaesler, Dirk (Hrsg.)** (2007). *Klassiker der Soziologie*. Band II: Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens. München: C.H. Beck.
- Lenger, Alexander/Rieder, Tobias/Schneickert, Christian** (2014): Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden. Welche Autor*innen Soziologiestudierende tatsächlich lesen. In: *Soziologie*, Jg. 43/4, S. 450–467.
- Mau, Steffen/Huschka, Denis** (2010): Who is who? Die Sozialstruktur der Soziologie-Professorenschaft in Deutschland. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 62/4, S. 751–766.
- Möller, Christina** (2013): Wie offen ist die Universitätsprofessur für soziale Aufsteigerinnen und Aufsteiger? Explorative Analysen zur sozialen Herkunft der Professorinnen und Professoren an den nordrhein-westfälischen Universitäten. In: *Soziale Welt*, Jg. 64, S. 341–360.
- Pollock, Griselda** (1999): *Differencing the Canon. Feminist Desire and the Writing of Art's Histories*. London & New York: Routledge.
- Reckwitz, Andreas** (2002): Der soziologische ‚Kanon‘: Disziplinierung oder Grenzüberschreitung? Sammelbesprechung. In: *Soziologische Revue*, Jg. 25, S. 247–257.
- Sprague, Joey** (1997): Holy Men and Big Guns: The Can[n]on in Social Theory. *Gender & Society*, Jg. 11, 88–107.
- Thomas, Jan E./Kukulan, Annis** (2004): ‚Why Don't I Know about these Women?‘ The Integration of Early Women Sociologists in Classical Theory Courses. In: *Teaching Sociology*, Jg. 32, S. 252–263.

Die Rush Hour des Lebens



Hans Bertram
Carolin Deufelhard

Die überforderte Generation

Arbeit und Familie
in der Wissensgesellschaft

2014. 253 Seiten, Kart.
28,00 € (D), 28,80 € (A)
ISBN 978-3-8474-0617-4

Musste die Generation der Nachkriegszeit – die „skeptische Generation“ von Helmut Schelsky – teilweise ohne Kindheit gleich erwachsen werden, wird das Erwachsenwerden für die „überforderte Generation“ der Gegenwart hinausgezögert: Der Berufseinstieg erfolgt für diese Generation spät und oft auf unsicheren Wegen; dann ist die Familiengründung oft in kürzester Zeitspanne zu bewältigen.

**Jetzt in Ihrer Buchhandlung
bestellen oder direkt bei:**



Verlag Barbara Budrich
Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7
51379 Leverkusen-Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594
Fax +49 (0)2171.344.693
info@budrich.de

www.budrich-verlag.de

Aus der Redaktion

Soziologie, Reflexion, Gesellschaft – was soll Soziologie?

Fachliteratur zum Thema

Buchempfehlungen der Redaktion

von *Tatiana Huppertz und Markus Rudolfi*



Wozu Soziologie?

von Dirk Baecker | Kulturverlag
Kadmos 2004

ISBN 978-3-931659-554

24,50 €

Ausgehend von der Systemtheorie beschäftigt sich Dirk Baecker in diesem Band mit der Frage der Bedeutung der Soziologie für unsere Gesellschaft, ihren Werdegang und ihre Zukunft. Dem Zusammenspiel von Soziologie und Gesellschaft in gegenseitiger Abhängigkeit nähert er sich von verschiedenen Blickwinkeln wie der Kunst, den Medien oder dem Kapitalismus und betont dabei die Bedeutsamkeit der Fähigkeit der Gesellschaft zur Selbstbeobachtung.

besitzen. Martin Carrier liefert mit diesem Junius-Buch eine gut verständliche Einführung über diese wissenschaftstheoretische Problemstellung und stellt die gängigsten Debatten in diesem Feld dar. Besonders auf das letzte Kapitel „Wissenschaft im gesellschaftlichen Kontext“ soll an dieser Stelle verwiesen werden, worin sich der Autor unter anderem mit Werten und sozialer Verantwortung auseinandersetzt.



Nachrichten aus der Wissensgesellschaft

Analysen zur Veränderung von
Wissenschaft

von Peter Weingart,
Martin Carrier und Wolfgang
Krohn (Hrsg.) | Velbrück Wissen-
schaft 2007

ISBN 978-3-938808-25-2

38,00 €

Nachrichten aus der Wissensgesellschaft ist im Rahmen einer Forschungsgruppe mit dem Titel *Wissenschaft im Umbruch – Auf dem Weg in die Wissensgesellschaft* am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Bielefeld entstanden und beschäftigt sich mit dem Umbruch vom Alltagswissen hin zum Expertenwissen. Der Fokus liegt dabei auf dem Wandel der Wissensproduktion in



Wissenschaftstheorie zur Einführung

von Martin Carrier | Junius
Verlag 2006

ISBN 978-3-88506-653-8

13,50 €

Wissenschaftliches Wissen muss durch akzeptierte methodische Prüfung abgesichert werden, um einen Erkenntnisanspruch zu

der Gesellschaft sowie der Metaanalyse der Wissensgesellschaft selbst.



Wahrheit und Nützlichkeit

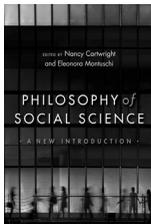
Selbstbeschreibungen der Wissenschaft zwischen Autonomie und gesellschaftlicher Relevanz

von David Kaldewey | transcript
Science Studies 2013

ISBN 978-3-8376-2565-3

39,99 €

Aus einer distanzierten Perspektive führt dieses Werk durch wissenschaftstheoretische und -soziologische Debatten der eigenen Darstellung der Wissenschaft. Es erwartet dem Leser keine Stellungnahme welches Wissen nützlich ist, sondern eine – u.a. historisch nachvollzogene – Beschreibung der Autonomie- und Praxisdiskurse. Wissenschaft definiert sich demnach mittels Fremdbeschreibung und der stetigen Grenzziehung zwischen dem was außerhalb des Wissenschaftssystems liegt.



Philosophy of Social Science

A New Introduction

von Nancy Cartwright und Eleanora Montuschi (Hrsg.) | Oxford
University Press 2014

ISBN 978-0-19-964510-7

23,00 €

Der Sammelband *Philosophy of Social Science* beschäftigt sich aus diversen und sehr aktuellen Blickwinkeln mit der Herange-

weise der Sozialwissenschaften an die Forschung. Die Beiträge der Expert_innen beziehen sich unter anderem auf die Ontologie der Sozialwissenschaften, methodologische Perspektiven in Forschung und Auswertung sowie Fragen nach der Objektivität. Diskutiert werden im Hinblick auf die Sozialwissenschaften ebenfalls aktuelle Debatten wie der Klimawandel.



Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen

von Thomas S. Kuhn | Suhrkamp
Verlag 1996

ISBN 978-3-518-27625-9

14,00 €

In diesem Klassiker der Wissenschaftstheorie geht es um den Prozess, wie sich etablierte Erklärungsmodelle und Lehrmeinungen in revolutionärer Weise wandeln. Kuhn nimmt dabei an, dass sich sogenannte Paradigmen nicht in kleinen Schritten des Erkenntnisgewinns verändern, sondern ein radikaler Ablösevorgang von den herrschenden Überzeugungen einen wissenschaftlichen Fortschritt hervorbringt. Dieses vielzitierte Werk Kuhns liefert zentrale Begriffe, die so in aktuellen wissenschaftlichen Debatten Eingang gefunden haben.

FACHTAGUNGEN UND TERMINE

12. BIS 14. JUNI 2015

1 „Soziale Innovation Verstehen“

18. Tagung für Angewandte Sozialwissenschaften des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen e.V. und des Instituts für Wirtschaft, Arbeit und Kultur im Zentrum der Goethe-Universität Frankfurt am Main:

http://www.soziologie.de/uploads/tx_cal/media/15-06_CfP_Soziale_Innovation_Verstehen.pdf

96

18. BIS 20. JUNI 2015

2 „Mittelschichten/Mittelklassen im globalen Süden“

Tagung der DGS-Sektion Entwicklungssoziologie/Sozialanthropologie am Institut für Afrika- und Asienwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin:

http://www.soziologie.de/uploads/tx_cal/media/15-02_CFP_ESSA.pdf

30. JULI BIS 2. AUGUST 2015

3 „Neue Verantwortungen – Gesellschaft, Gemeinwohl, Gestaltung“

Sommercamp der Schader-Stiftung in Darmstadt:

<http://www.sommercamp-2015.de>

25. BIS 28. AUGUST 2015

4 „Differences, Inequalities and Sociological Imagination“

12. Konferenz der European Sociological Association in Prag:

<http://www.esa12thconference.eu>

APRIL	MAI	JUNI	JULI	AUGUST	SEPTEMBER	OKTOBER			
		1 2		3	4	5	6	7	8

2015

31. AUGUST BIS 4. SEPTEMBER 2015

5 „Longitudinal and Life Course Research“

Summer School des Leibniz-Instituts für Bildungsverläufe e. V. an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg:

<https://www.lifbi.de/summerschool2015>

17. BIS 19. SEPTEMBER 2015

6 „Responsivität in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft“

Workshop des Forums Internationale Wissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn:

<http://www.fiw.uni-bonn.de/veranstaltungsmaterial/cfp-responsivitaetstagung>

30. SEPTEMBER BIS 2. OKTOBER 2015

7 „Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung – Stand und Perspektiven“

Jahrestagung der DGS-Sektion Kultursoziologie in Kooperation mit dem Netzwerk Empirische Kultursoziologie und dem Institut für Kulturwissenschaften in der Universität Leipzig:

<http://www.sozphil.uni-leipzig.de/cm/kuwi/2014/12/08/netzwerk-empirische-kultursoziologie>

1. BIS 3. OKTOBER 2015

8 „Soziologie in Österreich. Internationale Verflechtungen“

Kongress der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie an der Universität Innsbruck:

<http://www.sozioogie.de/de/nc/aktuell/call-for-papers/call-for-papers-single/archiv/2014/11/17/article/soziologie-in-oesterreich-internationale-verflechtungen.html>

Krise der Kommunikation: Wo bleibt der soziologische Diskurs?

Ein Bericht zur Ad-hoc-Gruppe des Soziologiemagazins auf dem DGS-Kongress in Trier 2014

von Benjamin Köhler

98

Nach einer kurzen Eröffnung durch Maik Krüger von der Redaktion des *Soziologiemagazins* hielt Stefan Selke (Furtwangen) einen Einführungsvortrag zum Thema *Beitrag der Soziologie zu einer öffentlichen Wissenschaft. Von der „Instanz“ zum „dialogischen Gesellschaftslabor“?*. Dem Referent zufolge ist ein Wandel von der wissenschaftlichen Autoritätsperson zum kontextabhängigen Ratgeber festzustellen, der eine Entmonopolisierung des wissenschaftlichen, bisher exklusiven Wissens nach sich zieht und die bisher meist geschlossenen Fachnischen zunehmend für einen Dialog öffnet. Dazu gibt es gemäß Selke drei Wissenschaftsauffassungen, die unterschiedliche Grade von Loyalität, Affirmation und Abstand haben:

(1) Loyale Wissenschaftsauffassungen sind von einer „mechanischen Objektivität“ bestimmt und versuchen vor allem in quantitativen Arbeiten ein Abbild

der Gesellschaft zu erzeugen, das sie nur noch der Öffentlichkeit „vermarkten“ müssen.

(2) Affirmative Wissenschaftsauffassungen versuchen ein geschultes Urteil in eher qualitativen Arbeiten zu veröffentlichen, welches sie allerdings für die Gesellschaft übersetzen müssten. Diesen beiden Perspektiven ist gemein, dass sie die Soziologie als besondere Instanz und abgeschlossene Einheit für die gesellschaftliche Selbstreflexion verstehen. Nach Selke liegt hier auch die Krise der soziologischen Kommunikation, da hier der „soziologische Blick“ überhöht wird, der zwischen einem „wir“ und „die da draußen“ unterscheidet.

(3) Die dritte Wissenschaftsauffassung als ein möglicher zukunftsweisender Ausweg versucht sich hingegen in „erzählerischer Wahrheit“ (Ethoposie), die aktiv die Öffentlichkeit und andere Wissenschaften in soziologische Diskussio-

nen einbindet und die Soziologie als ein offenes „dialogisches Gesellschaftslabor“ versteht.

In einem anschließenden Kommentar zeigte Clemens Albrecht (Koblenz-Landau) anhand praktischer Beispiele Kommunikationskonflikte der Soziologie auf und kam zu dem Schluss, dass Übersetzungen wissenschaftlicher Arbeit für eine breites Publikum eine aktive Öffentlichkeitsarbeit benötigen. Dazu gehöre immer auch die Nutzung der aktuellen Medien, da die Interpretation wissenschaftlicher Annahmen sonst kaum steuerbar sei oder nur verzerrt und zum Teil falsch stattfinde. Nach Albrecht liegt in der eigenen Übersetzungsarbeit, die nicht normativ begründet werden muss, immer auch die Gefahr, dass diese auf Kosten der eigenen fachlichen Reputation im Rahmen der Scientific Community geht. Als Vermeidungsstrategie bleibt nur der Rückzug und das Fernbleiben eines Dialogs, wodurch dann jedoch die Kommunikation mit der Öffentlichkeit und interdisziplinären Fachwelt ausbleibt. Inwiefern dies allerdings angesichts einer öffentlichen Finanzierung von Wissenschaft und zunehmenden Bedeutung des Impact Factors über Veröffentlichungen überhaupt noch möglich ist, bleibt fraglich.

Stefan Bauernschmidt (Bayreuth) beleuchtete in seinem Vortrag *Wissenschaftskommunikation 2.0* anhand praktischer Beispiele von Webauftritten und Imagefilmen die fragmentarische Au-

ßenwirkung der Soziologie, in der das Fehlen eindeutiger soziologischer Images sichtbar wird. Eindeutige Symbole und Labels sind jedoch zur Identifizierung der Soziologie notwendig, vor allem in einer visualisierten (wissenschaftlichen) Öffentlichkeit. Die Soziologie hat hier, ebenso wie andere Wissenschaftsdisziplinen, großen Nachholbedarf und sollte daher nach emblematischen Images suchen, die ihre Alleinstellungsmerkmale sichtbar und greifbar machen – ähnlich wie zum Bild des Mediziners das Stetoskop oder zum Bild des Chemikers der Erlenmeyerkolben gehören. Bauernschmidt schlug daher vor, der Soziologie zur Abgrenzung ein konsistentes Image mit neuen Symbolen und Labels zu verpassen oder aber die Position der Unsichtbarkeit besser zu nutzen.

Auf ein soziologisches Kommunikationsproblem wies der Vortrag des Wissenschaftsbloggers Roland Walkow (Berlin) zum Thema *Hat sich die Soziologie in einem double bind verfangen?* hin. Aus der Sicht von Niklas Luhmanns Theorie funktionaler Differenzierung der Gesellschaft, die Walkow nach Erving Goffman interaktionistisch rekonstruiert, sieht er im durch Gregory Bateson geprägten Begriff des „double bind“ den inneren Widerspruch zwischen dem Inhalts- und Beziehungsaspekt soziologischer Mitteilungen, die die Gesellschaft nicht nur analysieren, sondern auch verändern wollen. Für das Image der Soziologie bedeutet dies, dass die

selbst erzeugten Erwartungen der Gesellschaftsveränderung beispielsweise nicht bestätigt werden können. Die Folge sind Erwartungsunsicherheiten in der Öffentlichkeit, sodass die Soziologie in Selbstexklusionsschleifen gefangen bleibt. Zwischen der Soziologie und der Öffentlichkeit entsteht somit eine Spirale der wechselseitigen Nicht-Beachtung. Was die Soziologie nach Walkow braucht, ist ein Raum für Reflektion und Selbstbestimmung, für eine Soziologie der Soziologie. Dazu gehört eine stärkere wissenschaftliche Abgrenzung und eine aktive Imagepflege, um sich besser und einheitlicher in der Scientific Community zu verorten. Die Soziologie sollte sich, um Erwartungsenttäuschungen zu vermeiden, dabei auf ihre Funktion als Wissenschaft konzentrieren und sich vom Anspruch, die Gesellschaft zu verändern, lösen. Sie kann dabei zur Gesellschaftsveränderung nur Wissen zur Verfügung stellen, hat aber keinerlei Einfluss auf die praktische Anwendung.

Andreas Stückler (Wien) schlug in seinem Vortrag *Soziologische Kritik und gesellschaftsverändernde Praxis* unter Rückgriff auf die Kritische Theorie vor, dass eine kritische Soziologie, die nicht nur ausgewählte Auswirkungen kritisiert, sondern sich für einen Strukturwandel einsetzt, sich dazu von der gesellschaftlichen Praxis trennen muss. Dies sei Voraussetzung, um sich ihre Kritikfähigkeit zu erhalten. Der Referent wies dabei auf die Gefahr hin, dass

Kritik immer auch Ausdruck längst erfolgter, uneingestandener Anpassungen sein kann und somit ihr kritisches Anliegen als Widerstand unmöglich macht und dabei vielmehr gesellschaftliche Verhältnisse unfreiwillig stabilisiert und reproduziert. Die Grundlage dafür liegt in der modernen Gesellschaft, in der die bürgerliche Subjektivität mündig und zugleich angepasst ist. Ein Hauptsymptom „unkritischer Kritik“ spiegelt sich in ihrer unmittelbaren Anwendungs- und Praxisorientierung wider, in der Soziolog_innen eine konkrete Handlungsperspektive für soziale Akteure vorschlagen sollen, ohne jedoch die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse vollständig analysiert zu haben. Kritik wird somit, um anschlussfähig zu bleiben, derart abgemildert, das ihr eigentlicher Anspruch, die Gesellschaft zu verändern, nicht mehr verfolgt werden kann. Stückler plädiert daher für eine primär theoretische Soziologiekritik, die ihre Kritik in der Dialektik aus Anpassung und Widerstand denkt und nur durch ihre kritische Distanz eine radikale, kritische Analysefähigkeit gegenüber der gesellschaftlichen (kapitalistischen) Praxis aufrechterhalten kann.

Im Anschluss folgten weitere Kurzkommentare von Felix Wittstock (Jena) und Nihal Kantekin (Hamburg). Wittstock zufolge sollte die Soziologie als Reflexionstheorie zur Erfassung und Reduktion von Komplexität verstanden werden und der Gesellschaft unterschiedliche

Interpretationsangebote machen, ohne dabei selbst die Deutungshoheit zu beanspruchen, wodurch Analyse und Kritik erst möglich werden. Dabei erzeugen die verschiedenen Disziplinen auch unterschiedliche soziologische Selbstverständnisse, deren normative Positionen aber hinterfragt werden sollten. Nihal Kantekin knüpft hier an und hebt grundsätzlich die Bedeutung eines eigenen Selbstverständnisses für die Soziologie hervor, das vor allem die Studierenden mit neuen, unabhängigen Perspektiven prägen könnten.

Die Ad-Hoc-Gruppe wurde organisiert von Maik Krüger, Markus Rudolphi und Benjamin Köhler vom soziologiemagazin e.V. Alle Vorträge sowie auch die anschließende Diskussion wurden aufgezeichnet und finden sich bald auf dem YouTube-Channel des Soziologiemagazins. Zudem haben die Referent_innen einige Aspekte ihrer Vorträge auf dem SoziologieBlog zuvor in einer Blogreihe veröffentlicht:

- Der Beitrag der Soziologie zu einer Öffentlichen Wissenschaft. Vorläufige Überlegungen im Vorfeld des DGS-Kongresses 2014 in Trier
Von Stefan Selke:
<http://soziologieblog.hypotheses.org/7343>
- ... auch eine „Mona Lisa“ der Soziologie? Oder von der Unsichtbarkeit der Soziologie auf der digitalen Agora

Von Stefan Bauernschmidt:
<http://soziologieblog.hypotheses.org/7405>

- Das Image der Soziologie und die Spirale wechselseitiger Nicht-Beachtung
Von Roland Walkow:
<http://soziologieblog.hypotheses.org/7287>

- Soziologische Kritik und gesellschaftsverändernde Praxis – Oder: Warum Soziologie sich so schwer tut, die Welt zu verändern
Von Andreas Stückler:
<http://soziologieblog.hypotheses.org/7396>

- Was ist die gesellschaftliche Aufgabe der Soziologie?
Von Felix Wittstock:
<http://soziologieblog.hypotheses.org/7260>

- Krise zum Mitmachen
Von Nihal Kantekin:
<http://soziologieblog.hypotheses.org/7395>

Benjamin Köhler ist Mitglied der Redaktion und im Vorstand des soziologiemagazin e.V.

Das Redaktionsteam



Simon Bauer, 26, studiert Sozialwissenschaften (M.A.) an der HU Berlin. Interessen: Organisationssoziologie, Systemtheorie, Politische Soziologie, Gender Studies; Aufgaben im Verein: Öffentlichkeitsarbeit.

simon.bauer@soziologiemagazin.de



Frederic Gerdon, 20, studiert Soziologie und Politikwissenschaft (B.A.) in Mainz. Interessen: Soziale Ungleichheit, Gender Studies, Bildungs-, Wissens-, Kultursoziologie; Aufgaben im Verein: Lektorat, Statistik

frederic.gerdon@soziologiemagazin.de



Beatrice Grossmann, 24, studiert Anglistik (M.A.) an der Universität Leipzig; Interessen: Neue englischsprachige Literatur, Gender Studies; Aufgaben im Verein: Lektorat, Gutachterkoordination

beatrice.grossmann@soziologiemagazin.de



Nadja Boufeljah, 26, studiert Erziehungswissenschaften (M.A.) an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Interessen: Bildungs- und Religionssoziologie; Aufgaben im Verein: Öffentlichkeitsarbeit, Social Media und Anzeigenbetreuung

nadja.boufeljah@soziologiemagazin.de



Martin Görgens, 23, studiert Staatswissenschaften (B.A.) in Passau. Interessen: Klassiker, soziologische Theorie, Sozialkonstruktivismus; Aufgaben im Verein: Video-Schnitt; Grafik-Design

martin.goergens@soziologiemagazin.de



Eva-Maria Bub, 29, M.A. in Soziologie, promoviert an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Interessen: qualitative Sozialforschung, Kulturtheorie; Aufgaben im Verein: allgemeine Redaktionsarbeit; Betreuung wissenschaftlicher Beirat.

eva-maria.bub@soziologiemagazin.de



Tatiana Huppertz, 25, hat Soziologie und English Studies (M.A.) an der RWTH Aachen studiert. Interessen: Gender Studies, Familiensoziologie, Systemtheorie; Aufgaben im Verein: Heftkoordination, Redaktionelle Aufgaben

tatiana.huppertz@soziologiemagazin.de



Lydia Jäger, 21, studiert Integrative Sozialwissenschaft (B.A.) an der Technischen Universität Kaiserslautern. Interessen: Gender, Politik & Wirtschaft, Wandel der Gesellschaft, Einfluss der Gesellschaft auf das Individuum, Psychologie; Aufgaben im Verein: Redaktionelle Beiträge für Blog und Magazin

lydia.jaeger@soziologiemagazin.de



Maik Krüger, 33, studierte Soziologie, Politikwissenschaften und Psychologie (M.A.) an den Universitäten Rostock, Linz und Tübingen. Aufgaben im Verein: Vorstand, Finanzen, Youtube, Praktikumsberichte
maik.krueger@soziologiemagazin.de



Nadine Jenke, 26, hat Zeitgeschichte (M.A.) in Potsdam studiert. Interessen: Mediensoziologie; Erinnerungskulturen, gesellschaftlicher Umgang mit Rechtsextremismus; Aufgaben im Verein: Lektoratskoordination Heft und Blog, Betreuung Rezensionssparte
nadine.jenke@soziologiemagazin.de



Simon Lenhart, 19, studiert Sozialwissenschaften (Politikwissenschaften, Soziologie, VWL, B.A.) an der Uni Köln. Interessen: Politische/Soziologische Theorie, Vergleichende Politikwissenschaften, sozialer Wandel, soziale Ungleichheit; Aufgaben im Verein: Redaktionelle Beiträge, Lektorat und Anzeigenbetreuung
simon.lenhart@soziologiemagazin.de



Sarah Kaschuba, 25, studiert Militärgeschichte und Militärsoziologie (M.A.) an der Universität Potsdam und der University of Mississippi. Interessen: Soziologie und Kulturgeschichte der Gewalt; Aufgaben im Verein: Lektorat, Öffentlichkeitsarbeit
sarah.kaschuba@soziologiemagazin.de



Anja Liebig, 28, studiert Soziologie (M.A.) an der Universität Potsdam. Interessen: Qualitative Sozialforschung, organisations- und geschlechtersoziologische Theorien; Aufgaben im Verein: Social Media, Blog, Öffentlichkeitsarbeit
anja.liebig@soziologiemagazin.de



Benjamin Köhler, 30, ist Soziologe und studiert Geschichte (M.A.) in Frankfurt/Oder. Interessen: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Jüdische Geschichte, Wissens- und Kultursoziologie; Aufgaben im Verein: Vorstand, Öffentlichkeitsarbeit, Blog
benjamin.koehler@soziologiemagazin.de



Claas Pollmanns B.A., 28, studiert Soziologie (M.A.) an der Universität Leipzig. Interessen: Arbeits- und Industriesoziologie, Umwelt- und Stadtsoziologie sowie Modernisierungs- und Globalisierungsdiskurse; Aufgaben im Verein: Allgemeine Redaktionsorganisation
claas.pollmanns@soziologiemagazin.de



Saskia Reise, 26, studiert Angewandte Medienwissenschaft und Medienwirtschaft (B.A.) an der Technischen Universität Ilmenau. Interessen: Medienpsychologie; Aufgaben im Verein: Konzeption, Grafik, Satz und Bildredaktion

saskia.reise@soziologiemagazin.de



Markus Rudolphi, 25, studiert Soziologie (M.A.) an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Interessen: Raum- und Zeitsoziologie, Globalisierung, Theorien der Öffentlichkeit, qualitative Sozialforschung, Wissenschaftstheorie; Aufgaben im Verein: Heftkoordination.

markus.rudolphi@soziologiemagazin.de



Kira Rutkowski, 24, studiert Soziologie und Politikwissenschaft (B.A.) an der Universität Mainz. Interessen: Soziale Ungleichheit, Bildungssoziologie, Politische Soziologie; Aufgaben im Verein: Redaktion, Youtube-AG

kira.rutkowski@soziologiemagazin.de



Anne Schmidt, 24, studiert Freie Kunst an der Kunsthochschule Berlin, Weißensee. Interessen: künstlerische Auseinandersetzung mit Haptik und akustischen Reizen, Sozialstrukturanalyse und Bildungssoziologie; Aufgaben im Verein: Layout

anne.schmidt@soziologiemagazin.de

DANKSAGUNG

Unser Dank geht dieses Mal besonders an all die Soziolog_innen und Sozialwissenschaftler_innen, die sich an dieser Ausgabe beteiligt haben und jene, die sich beim DGS-Kongress in Trier die Zeit für ein Interview genommen haben. Dem Wissenschaftlichen Beirat danken wir für seine sehr wichtige Unterstützung beim Review unserer Einsendungen für diese Ausgabe und die kritischen Anmerkungen und Anregungen!

Zudem möchten wir den folgenden Personen unseren Dank aussprechen:

Birger Hoyer, Nicole Kleindienst, Beatrice Grossmann, Stella Berglund und Mandy Hyna.

Zu guter Letzt bedanken wir uns bei allen Leser_innen und Followern unseres Magazins, ohne die diese Arbeit nicht möglich wäre und die uns immer wieder motivieren, das Soziologiemagazin noch viele weitere Jahre bestehen zu lassen!